

## **Die Straße der Flucht**

### **Eine Erzählung von Josef Lengyel**

Aus dem ungarischen Manuskript übertragen von Stefan J. Klein

#### I.

Von der Straße klangen die abendlichen Hornsignale herauf: der Zapfenstreich der rumänischen Soldaten. Peter wohnte im fünften Stockwerk, im Atelier eines Photographen. In diesem Raum brannte keine Lampe. Bloß aus den Fenstern des unteren Stockwerks fiel auf Wände und Plafond schütteres Licht. Den Vollmond zerschnitt eines Schornsteins Dunkelheit. Die Lichtflecken wanderten dahin und änderten sich je nachdem, ob in den Stuben das elektrische Licht angeknipst oder verlöscht wurde.

Peter saß seit Anbruch der Dämmerung regungslos im großen Fauteuil des Ateliers. Das laute Hornsignal ließ ihn zusammenfahren, er griff sich jählings ans Herz. Dann, wie aus einer drückenden Betäubung erwachend, atmete er tief auf, hüstelte, streckte und rieb seine steif gewordenen Beine, stand behende, jedoch vorsichtig und geräuschlos auf, begab sich in die Türecke der Schlafkammer und zündete, die Helle des Zündholzes verbergend, eine Zigarette an. Er wollte seine steif gewordenen Glieder in Bewegung bringen, begann durch die Schlafkammer und längs des Ateliers zu wandern. Doch horchte er bereits nach einigen Schritten auf. Der Fußboden knarrte laut, und dies ließ ihn erschrecken. Er unterbrach das gelassene und feste Schreiten, zog sich rasch an die Wand der Nachbarwohnung zurück, lauschte. Eine kurze Weile. Herumzugehen wagte er nicht mehr. Er stellte sich ans Fenster, verbarg sich im Schatten des Vorhangs, betrachtete des Hofes dunkle und erhellte Fenster.

In dem einen Stockwerk knipste jemand die elektrischen Lampen auf und ab, als suchte er etwas in den Zimmern. Doch vermochte Peter den betreffenden Menschen nicht zu sehen. Auch das Fenster einer anderen Wohnung war erhellt. Hier konnte er bloß den unteren Teil des Zimmers sehen, einen Frauenrock oder den Saum eines Hauskleides, einen Tisch, von dem Hände eine grüne Decke nahmen, ein weißes Tischtuch darüber breiteten, auf dieses Teller, Messer, Gabeln legten. Später kam jemand herein und da er

sich dem Fenster näherte, sah Peter, daß es ein bärtiger Mann mit kahlwerdendem Kopf sei. Die Gestalt im Hauskleid machte sich emsig zu schaffen, der Mann aber setzte sich an den Tisch; nun ward sein ganzer Körper von der Lampe erhellt. Ein Bursche in Soldatenuniform kam herein, setzte sich an den Tisch und begann in einem mitgebrachten Buch zu lesen. Das Essen wurde aufgetragen, auch die Frau setzte sich – nun wurde auch ihr Gesicht sichtbar – und sie begannen zu essen.

Peter ging vom Fenster fort und setzte sich in den Fauteuil zurück. Er wollte die Essenden nicht belauern. Herumzugehen wagte er nicht, aus Angst, seine Schritte könnten gehört werden. Er hatte den ganzen Nachmittag im Fauteuil verbracht. Bis zum Anbruch der Dunkelheit hatte er gelesen und geraucht, dann hatte er im Dunkeln gegessen, in starrem, qualvollem und freiwilligem Nichtstun. Jetzt jedoch brachte er es nicht mehr zuwege, längere Zeit untätig zu verharren. Er verfügte sich an jene Wand des Ateliers, die ans Treppenhaus grenzte, und lauschte den Schritten, wie die Bewohner des Hauses zu zweit oder einzeln heimkamen, zur Nacht zu essen oder zu schlafen. Doch blieb er auch hier nicht, schleppte sich ans Fenster zurück, betrachtete die Essenden. Der bebrillte, uniformtragende Student aß gierig, rasch, und las dabei. Mitunter hob er plötzlich die Augen, sein Mund bewegte sich sonderbar: er sprach. Peter raffte den Kopf fort. Er nahm seine Uhr hervor und versuchte, bei dem schütter in den Raum dringenden Schein die Zeiger zu erblicken. Auch damit verging eine kurze Zeit. Doch war dieser Versuch ganz hoffnungslos. Langsam, mit viel mehr Vorsicht, als er vielleicht selbst für notwendig hielt, langsam, nach jedem Schritt stehen bleibend, ging er in die Türecke, zündete ein Streichholz an und schaute auf die Uhr. Von hier ging er an den Fauteuil zurück, setzte sich. Dann verfügte er sich abermals zur Tür, rauchte sich dort eine Zigarette an, und schlich behende, auf den Fußspitzen, wieder ans Fenster. Der Student war mit dem Essen gerade fertig geworden, er schluckte eben den letzten Bissen; die Frau saß nicht mehr am Tisch. Doch tat sich nun plötzlich die Tür auf, der Rock der Frau wurde sichtbar, dann ihre Hand, ein Teller: sie brachte Trauben. Sie stellte sie auf den Tisch, setzte sich und nahm eine Zeitung hervor. Der Student schob das Buch beiseite, nahm ein Stück Traube vom Teller, wusch es sorgfältig im Glas und begann langsam, jede Beere zwischen den Fingern drehend, zu essen. Er sprach dabei, sein Mund bewegte sich. Vielleicht erzählte er die Ereignisse des Tages, Vorfälle an der Universität, vielleicht Familienangelegenheiten – sein Mund war manchmal seltsam und

rührend, bewegte sich eifrig, blieb aber für Peter stumm. Dieser lauerte ängstlich und beschämt.

Nach geraumer Zeit war das Essen vorüber. Der Student legte in der Nähe des Fensters Bücher oder Hefte zusammen, es mochte dort ein Bücherregal oder ein Schreibtisch stehen – dann begab er sich ins andere Zimmer. Der ältere Mann blieb am Tisch unter der Lampe sitzen und las Zeitung. Die Frau deckte den Tisch ab, trug die Teller und Bestecke hinaus, und jedes Mal sah man, wenn sich in die Tiefe des Zimmers die Tür öffnete.

Plötzlich erklang an der Vorzimmertür Pochen. Peter, der bisher die langsamen Vorbereitungen für die Nachtruhe beobachtet hatte, fühlte nun, wie bei einer schlechten Tat ertappt, daß sich ihm alles Blut ins Gesicht dränge und sein Herz heftig poche. Er wußte sogleich, wer ihn an der Tür erwartete. Das Pochen, ein schwaches, zeichengebendes Pochen, wiederholte sich. Schwindelnden Kopfes ging er ins anstoßende Zimmer, um das Zeichen abermals und klarer zu hören, dann schlich er langsam zu jener Wand zurück, die an das Treppenhaus grenzte, und horchte. Selbstquälerisch wiederholte er die Vorsichtsmaßnahmen, eilte auf den Fußspitzen ins Vorzimmer und hüstelte.

„Peter“, sprach eine Stimme. Er erkannte die Stimme seiner Frau.

„Ja“, antwortete Peter.

„Öffne.“

„Es geht nicht. Ich bin wieder in die Wohnung eingeschlossen. Ich dürfte nicht einmal ins Vorzimmer.“

„Furchtbar.“

„Furchtbar. Und ich kann dich auch nicht sehen. Morgen früh geh ich anderswo hin, abends auch von dort weiter, und übermorgen sitze ich im Zug. Du kannst nicht zu mir kommen und auch ich kann nicht zu dir ...“

„Du schaust dir nicht einmal das Kind an?“

„Ich kann nichts aufs Spiel setzen. Ich liebe dich sehr. Jetzt jedoch geh ... Ich werde dir telegraphieren, wie wir besprochen haben ...“

„Du gehst also wirklich fort?“ ...

„Endlich. Und wir besprachen, daß ich dir gleich nach meiner Ankunft telegraphiere. Geh jetzt, Liebste, mein Leben, geh ... Ich fürchte für dich, wenn du hier bleibst ... Ich küsse dich ... und auch das Kind ...“

„Ich kann dich nicht einmal umarmen ... und es ist mir so bange um dich ... und wir können nicht einmal Abschied nehmen ...“

„Furchtbar. Aber es geht nicht, und du mußt auch jetzt sogleich fort. Auch schon wegen der Wohnung ... Sie ist dem Anschein nach leer ... Von außen abgesperrt ..., ich dürfte selbst auf den Korridor nicht hinausprechen ..., werde telegraphieren. Und nicht wahr, du liebst mich und wirst mir nachkommen ... Bald ... Es ist entsetzlich, daß ich so fortgehen muß.“

„Peter.“

„Geh, geh, Liebste, Liebste, Liebste ...“

„Gott mit dir, Peter, mein Liebster, mein Einziger ...“

Peter taumelte zitternd ins Zimmer zurück und stammelte mit vor Qual welkendem Mund: „Liebste, Liebste, Liebste ...“ Er eilte zu jener Wand, von wo aus er hören konnte, wie sie über die Pflasterung des Hofes schritt ..., wartete ..., lauschte dann weiter, vernahm die dumpfen Schritte der im Treppenhaus kommenden und gehenden Leute. Er verharrte eine halbe Stunde, vielleicht sogar länger, an der Wand und lauschte. Endlich erkannte er die Schritte seines Freundes, und da brach seine Kraft zusammen. Erschöpft, gekrümmten Rückens, völlig ermüdet, wie nach einer sehr anstrengenden Arbeit, tastete er sich im dunklen Zimmer zum Lehnstuhl. Kaum hatte er sich gesetzt, knarrte auch schon in der Vorzimmertür der Schlüssel, Schritte wurden laut, die Tür öffnete sich, der elektrische Schalter knirschte: es wurde hell, Karl, der Photograph, kam mit lässigen, selbstbewußten, großen Schritten ins blendend hell erleuchtete Zimmer. In der einen Hand hielt er eine Ledertasche und ein großes Papiersäckchen, in der anderen die Schlüssel. Er blieb in der Mitte des Zimmers stehen, stellte die Sachen auf den Fußboden, sog seine mächtige Lunge mit Luft voll und schnaubte gewaltig.

„Was ist das? Bringst du von daheim meine Tasche?“

„Ja: ich war bei euch oben. Tera kam gerade von dir zurück. Sie erzählte, sie habe mit dir gesprochen. Sie schickt dir dieses Paket, du mögest einen anderen Anzug anlegen, damit du in einem anständigen Anzug nach Wien kommst. Und ... sie habe mit dir wenig sprechen können ... Eigentlich wäre es besser gewesen, du wärest aufs Pochen nicht hinausgegangen ... Es hätte schlimme Folgen haben können ...“

„Ich erkannte ihr Pochen.“

„Nun gut, schon gut, ich sag es ja nicht deshalb. Kurz, du mögest schreiben, und so weiter und so weiter, sie läßt dich küssen

und dir sagen, du mögest nicht böse sein, wenn sie nicht öfter kam, da sie es noch hätte tun können.“

„Wahrlich.“

„Ich sagte ihr stets, du seiest nervös und ungeduldig gewesen, wenn sie nicht zur rechten Zeit kam ..., du bist jetzt ... dieser Zustand ..., aber glaube mir dennoch, Freund ..., es war nicht notwendig ... Du hättest sie nicht so anschreien müssen, wenn sie manchmal ...“

„Ja, ja, du hast recht.“

Peter strich mit den Händen übers Gesicht, preßte sich die Augen in die Höhlen, daß es schier schmerzte. Doch wollte er über diese Dinge nicht sprechen, wollte an sie nicht einmal denken. Er stand auf, streckte seinen gequälten Körper. Er wollte die freie Bewegung und die Helle genießen. Ging ans Fenster, zog den Vorhang zu. Stellte das Papiersäckchen auf den Tisch und packte die Eßwaren aus.

„Sonst war niemand hier?“ fragte Karl.

„Niemand klopfte. Ich saß den ganzen Tag zusammengekauert. Las, solange es ging, dann saß ich still, solange ich es aushielt. Später schaute ich zum Fenster hinaus ... Hinter dem Vorhang hervor.“

„Ich konnte nicht früher kommen. Nun jedoch wollen wir essen.“

Sie gingen an die Zubereitung des Nachtessens. Sie zündeten die Spiritusflamme des Schnellsieders an, brieten in einer kleinen Pfanne Speck und schlugen Eier hinein. Im Zimmer war Bewegung und Helle.

„Ich hatte viel zu tun“, sprach Karl während des Essens. „Zu Tera kam ich erst am Abend. Nachmittags war ich bei Esther. Von jenen, die sich vorige Woche auf den Weg gemacht haben, kamen Telegramme, daß sie drüben angelangt sind. Dann mußte ich einen der Burschen über die Brücke begleiten, ich kam zu Fuß zurück, hatte auch selbst eine Menge zu erledigen, konnte nicht früher kommen ...“

„Tut nichts. Weshalb kam Tera nicht am Vormittag, weshalb kommt sie nicht zur verabredeten Zeit?“

„Ärger dich nicht! Du weißt doch, wie viel Sorgen Tera hat.“

„Es ist wahr. Und siehst du, auch ich bin so furchtbar. Kümmere mich bloß um mich. Da sie hier war, zürnte ich ihr schier, weil sie vom Korridor in die Wohnung hereinsprach. Ich hatte Angst, jemand könnte es bemerken. Diese Angst ist erbärmlich und abscheulich. Ah!“ Und er schlug mit der Faust auf die Fauteuillehne. „Morgen

gehe ich justament zu ihr, oder aber ich will ihr anderswo begegnen.“

„Das ist nicht möglich“, sprach Karl etwas erschrocken, „morgen gehst du von hier zu Esther, abends nach Buda zu Slavicsek, und von dort am nächsten Morgen weiter ... Er wird euch nach Österreich hinüberführen. Ich sagte Tera bereits heute, ihr dürftet einander nicht begegnen. Die Arme ist sehr betrübt, weil sie dich nicht sehen kann, aber wenn dies nun einmal nicht möglich ist ... Siehst du ..., und du kannst auch nicht heimgehen ...“

„Ach was! Du brauchst mir gar nicht viel abzuraten. Ich wage ja gar nicht, heimzugehen ... Gerade dies ist ja das abscheuliche. Diese niederträchtige Angst, dieses Anklammern ... Sähe mich jetzt jemand ganz, verstehe mich recht, ich meine ganz, er könnte mich verabscheuen. Könnte mich mit Recht verabscheuen.“

Peters Züge verzerrten sich schmerzlich. Er ließ sein Gesicht trotzig erstarren, fühlte, wie sich um seinen Mund die Falten tiefer eingraben. Er hatte das Bedürfnis, sich zu beschämen, sich in der Nacktheit der Ichsucht, Ehrlosigkeit und Feigheit zu zeigen, und er sprach nicht davon, wie er jene Frau liebte, um das Schicksal jener Frau bangte, die keine Angst hatte, zu ihm zu kommen, und die er von der Tür hatte wegschicken müssen.

„Unsinn! Du wirst hinüberkommen, wirst ihr schreiben, und auch sie wird dir schreiben, und dann wird dir Tera nachkommen ...“, sprach Karl, an einer Speckrinde nagend. „Und Tera wird dich nicht verabscheuen, denn sie liebt dich.“ Er biß in den Mohnkuchen und blinzelte.

Doch auf Peters Gesichte glätteten sich die hart gewordenen Züge nicht. Sein knöchiges Gesicht straffte sich, und sein Mund wurde von hoffnungsloser Bitternis ganz ausgetrocknet. „Sie wird mich verabscheuen und dann nicht mehr lieben. O, das verstehst Du nicht, mein Junge ...“ Er verstummte. „Sie war zu mir gut .... und ich war grob mit ihr. Auch du sahst es ja ... sagst es auch selbst ... und auch früher ... wie oft. Manchmal hatte ich Angst und da begann ich sie zu quälen. Und ich wußte doch, sie könne zu mir nur gut sein. Diese Ohnmacht, da man etwas Schlechtes tut, weiß, daß es schlecht sei, aber es dennoch weiter tut ... Meine Quälereien und andere verflossene Dinge ... Es ist dies eine teuflische Sache ...“

„Das versteh ich nicht“, sagte Karl mit vollkommener Aufrichtigkeit. Dieses aufrichtige Nichtverstehen enthielt eine große Erschütterung. Es war dies die Angst vor der Verschiebung der eigenen seelischen Grenzen. Schier erschrak er vor Peter. Und auch

Peter wurde von diesem Abgrund erschüttert, an dessen anderen Rand er bereits hinübergetaumelt war.

„Siehst du, dies ist nämlich so, jemand ist zu einem Menschen gut, ist immer gut, denn der andere ist schlecht. Und diese Schlechtigkeit verpflichtet den anderen solange zur Güte, bis dann eines Tages auch er nicht mehr gut ist. Und von da ab verbindet nur noch die Pflicht ... eine Weile. Dies ist ein Schema. Bei mir freilich ist das Ganze nicht so, ich führte es bloß als Beispiel an, damit du mich verstehst ... Eigentlich aber vermag ich es Dir nicht klar zu machen ... und über das übrige läßt sich ja gar nicht sprechen ... Dies kann man ja bloß allein erleben ... Ich wollte nur versuchen ... es dir zu erzählen ... wenigstens einen Teil ... Du verstehst ja. Obschon ... ich es auch selbst nicht mehr verstehe ... und gar nicht fähig bin, es klarer ...“

Karl schaute ihn erstaunt an.

„Du bist mein Freund“, setzte Peter fort, „ich könnte dir alles erzählen, doch hat es keinen Sinn, sprechen wir lieber nicht davon. Lassen wir das. Die Dinge mögen ihren Lauf nehmen ... Nun soll alles ... selbst wenn es der Teufel ist, der all dies macht. Genug an dem ... ich gehe morgen, und das übrige wird sich schon finden! Ah ... Denken wir an etwas anderes.“

„Lieber Freund, du bist überaus nervös“, erklärte Karl vorwiegend zu seiner eigenen Beruhigung.

Sie beendeten das Nachtessen, und Peter holte ein Buch hervor, versuchte zu lesen; doch gelang es ihm nicht – so ging es bereits seit Tagen – seine Aufmerksamkeit auf das Buch zu konzentrieren. Karl begab sich nach hinten in die kleine Kammer und brachte die fertige Photographie heraus, die für Peters Reisepaß bestimmt war. Dann setzte er sich, schrieb aus einem Buch französische Vokabeln in ein blaues Heft, erhob sich, ging auf und ab, plapperte laut die Worte vor sich hin, setzte sich dann wieder an den Tisch, schrieb, arbeitete mit völliger Hingabe.

Peter begann sich gerade anzukleiden, da an der Vorzimmertür gepocht wurde. Er fuhr zusammen.

„Es wird der Nachbar sein“, sprach der Photograph gelassen. „Verschwinde rasch, damit ich die Tür öffnen kann.“

Peter warf rasch seine Kleidungsstücke und das mangelhafte Bettzeug über den Arm, mit dem auf dem Prunkdiwan des Ateliers sein Nachtlager bereitet wurde; er eilte hinter den Vorhang, wo verstaubte Werkzeuge, Ständer, Bilderrahmen, Kisten und Koffer aufgestapelt waren, und sank müde zwischen die vielen staubigen Gegenstände hin. Unterdessen war Karl ins Vorzimmer gegangen

und begrüßte nun mit freudig lauter Stimme den in der Nachbarschaft wohnenden Schildermaler. Peter hatte Angst, diese gemimte Freude sei übertrieben laut und könnte vielleicht Verdacht wecken.

„Na, Gevatter, was ist's denn mit dir? Wir sahen dich seit drei Tagen nicht mehr. Wußten gar nicht, ob Du noch lebst oder schon gestorben bist“, rief gemütlich der nach Pfeife riechende kleine Mann.

Peter hatte ihn nie von Angesicht zu Angesicht gesehen. Wenn er kam, so versteckte er sich, und er ahnte bloß aus dem Gang, daß er ein untersetzter kleiner Mann sei. Und wenn er das Zimmer betrat, fühlte Peter sofort den Geruch der Matrosenpfeife. Daraus folgerte er, daß der Nachbar ein gemütlicher kleiner Mann mit Künstlerschlips sei.

Der Schildermaler ging hin und her, besah sich die Aufnahmen des Photographen, die Platten, die Apparate, spielte mit den Retouchierschalen, und Peter fürchtete, er ahne vielleicht etwas und sei deshalb so neugierig. Peter dachte daran, daß unter seinen Füßen mitunter der Boden zu krachen pflegte, wenn er aus dem Lehnstuhl aufstand. Wenn vielleicht jemand etwas gehört hat ... Trennte doch bloß eine ganz dünne Mauer die beiden Wohnungen, und er war nicht vorsichtig genug gewesen, hatte sich nicht geräuschlos genug im Zimmer bewegt.

Karl ging nach der freundlichen Begrüßung zu seinen französischen Heften ins andere Zimmer hinüber und hieß den Gast neben sich Platz nehmen. Der Schildermaler setzte sich.

„Ich sehe, du lernst“, sprach er. „Ich will dich nicht stören, kam bloß schauen, was du treibst. Es kommen jetzt keine Mädchen zu dir, auch keine anderen Besuche, nichts und niemand.“ Peter lauschte mißtrauisch. „Ich dachte, du bist vielleicht krank, und wollte schauen, was du treibst. Euer Junggesellenleben ist ja recht schön, wenn man aber krank wird, weiß kein Hund davon. Ich sehe, es geht dir gut, und so komm doch zu uns herüber. Meine Frau wird Tee kochen. Laß das Lernen, komm.“

„Ich will es später tun“, entgegnete Karl, „muß vorerst mit dieser Aufgabe fertig werden. Ich bringe auch ein bißchen Tabak mit. Hab von einem Freund schönen ungebeizten Tabak bekommen. Schau her!“

Der kleine Schildermaler wühlte mit wollüstigem Brummen in dem Tabak.



Peter wußte, daß auf dem Tisch neben dem Tabak zwei Messer liegen, mit denen sie am Vormittag zusammen den Tabak geschnitten hatten.

„Das eine Messer wurde stumpf, deshalb nahm ich ein zweites“, sprach der Photograph. Peter fuhr zusammen.

„Na, füll dir den Beutel“, hörte er abermals Karls Stimme.

„Danke, ich habe auch selbst welchen, danke. Man bekommt jetzt auf dem Garay-Platz das Kilo zu achtzig Kronen.“ Karl nahm dem andern den Tabakbeutel aus der Tasche und füllte ihn. Der kleine Mann wehrte noch ab. „Danke, danke ... Wenn du mich um jeden Preis beschenken willst, dann gib mir die Blattfasern. Als Zigaretten kann man die ohnehin nicht rauchen, in der Pfeife aber schmecken sie gut. Beeil Dich, meine Frau wird auch für Dich Tee kochen.“

„Ich komme, will bloß noch diese paar ausgeschriebenen Vokabeln lernen.“

„Und wie geht's mit dem Lernen?“

„So so.“ Er lächelte halb spöttisch, halb stolz. „Nach zwei Monaten werde ich die Klassiker ohne Wörterbuch lesen können. Sprechen könnte ich auch jetzt schon. Ich lese gerade Jean Jacques Rousseau ... muß bei einer Seite sieben, höchstens acht Worte aussuchen.“ Er hob ein gelbbebundenes Buch auf und durchblätterte mit dem Daumen die Seiten. „Wenn ich mich da durchgefressen habe, kann ich Französisch.“

„Dann wanderst du aus?“

„Ja. Zuerst gehe ich nach Berlin. Dort findet man leichter sein Fortkommen. Dort werde ich Deutsch erlernen. Und dann weiter! Ich kann perfekt französisch ... geh nach Paris ... nur fort aus diesem elenden, schändlichen Land. Dort draußen hat man eine Zukunft, alles.“

Der Schildermaler nahm Abschied: „Lern nur zu, Gevatter.“

„In einer Viertelstunde bin ich bei euch.“

„Aber ganz bestimmt! Wir werden ein bißchen plaudern, du verstehst dich auf Politik ... und wir beide, meine Frau und ich, wir langweilen uns oft.“

„Auch ich politisiere nicht“, sagte Karl ein wenig erschrocken. „Ich komme gleich“, und er schob den Besucher der Tür zu.

Der Schildermaler tänzelte noch neugierig durchs Zimmer und ging dann hinaus. Karl begleitete ihn. Peter schlüpfte gebrochen, staubig aus dem Versteck hervor.

„Ein entsetzlicher Mensch“, erklärte Karl. „Ich freue mich, daß er schon draußen ist. Er ist neugierig und läßt einen nicht in Ruh.“

Vorgestern war ich bei ihm drüben. Er ist ja kein schlechter Mensch ... kam nachsehen, ob ich nicht vielleicht krank sei ... Und dies ist, wenn wir's so nehmen, ganz schön von ihm. Doch ist er so neugierig. Wer auch immer kommt, er schaut sich ihn genau an, will mich ausfragen."

"Ich glaube trotzdem nicht, daß er ein schlechter Mensch ist. Bin überzeugt, er würde selbst dann nichts verraten, wenn er etwas wüßte."

"Nein, aber er würde darüber reden: ‚bei Karl Horvath ist der und der ...‘ Er würde ganz bestimmt schwätzen."

"Vielleicht, doch ist es auch möglich, daß er seine Wohnung hergäbe, wenn es bei dir für mich gefährlich wäre, ich bei der aus irgendeinem Grund plötzlich nicht länger wohnen könnte."

"Weiß der Teufel. Er hätte Angst. Ein kleiner pfeifenrauchender Jude mit seiner Frau. Die ist eine ganz kluge Person."

"Geh zu ihnen hinüber."

"Ich werde es tun. Will ihm auch noch etwas Tabak mitnehmen."

"Verlösche aber das Elektrische nicht. Die Vorhänge sind ja zugezogen. Und schließlich: Du konntest ja das Licht aus Vergeßlichkeit brennen gelassen haben oder so etwas."

"Gut. Lies und stell Teewasser auf. Wenn ich zurückkomme, werde ich noch lernen, und wir können Tee trinken."

"Abgemacht. Ich will auch einen Brief schreiben an meine Mutter. Ich habe ohnehin noch keine Luft, mich niederzulegen."

Karl ging fort, Peter aber schrieb seinen Brief. Und dieser Brief begann:

"Liebe gute Mutter ...

Ich verreise jetzt und werde Dir bald von einem neuen Ort aus schreiben können. Doch halte ich es nun, falls vielleicht doch etwas geschehen sollte, für meine Pflicht, Dir alles mitzuteilen ...

... Mein Wunsch ist, Du mögest sie nie verlassen ...

... Sie hat meinetwegen viel gelitten und leidet auch jetzt noch ..."

So ward der Brief geschrieben und bekam Ähnlichkeit mit einem Testament. Auf dem unordentlichen Tisch lagen französische Hefte, photographische Utensilien, Tabak, Zigarettenstummel und Asche durcheinander. Er drückte eben mit dem Petschaft ein großes rundes Siegel auf den Brief, als Karl vom Nachbarn zurückkam.

"Der Brief an meine Mutter ist fertig. Du wirst ihn schon auf irgendeine Weise in ihre Hände gelangen lassen."

Das Teewasser siedete. Nachdem sie getrunken hatten, begab sich Peter ins Atelier. Er richtete sein Nachtlager und legte sich nieder. Aus dem anderen Zimmer, wo Karl lernte, leuchtete die Lampe herüber.

„Freund, in zwei Monaten kann ich perfekt Französisch.“

„Was gibt es drüben Neues? Waren Sie freundlich?“ fragte Peter.

„Es sind wackere Leute. Er mal seine biertrinkenden Gambrinusse, und damit ist alles erledigt, alles in Ordnung.“

Karl verachtete den zufrieden scheinenden kleinen Mann, denn in ihm selbst lebte das gierige Verlangen nach Tätigkeit, nach Erfolg. Er hatte einen großen und starken Körper und war sogar in seinem Egoismus eine dürstende Seele.

„So ist es ja auch in Ordnung. Oder vielleicht nicht? Ist denn gewiß, daß wir auch etwas anderes brauchen? Ich konnte ihn wegen des Vorhangs nicht sehen, doch glaube ich, er ist ein ganz wackerer und guter Kerl.“

„Ja, er ist ein braver Mann. Aber schlaf jetzt! Stört dich das Licht nicht? Wirst du schlafen können?“

„Ja.“

Peter lag eine halbe Stunde regungslos mit geschlossenen Augen. Plötzlich aber, da Karl im Herleiern der Vokabeln innehielt, sprach er ins andere Zimmer hinüber: „Freund, wenn man mich in Raab oder Komorn auszusteigen zwingt ... Und mir Nadeln unter die Nägel sticht ...“

„Ach was, es wird schon alles gut gehen.“

„Wenn sie mich nur nicht foltern ...“

„Mach dir jetzt keine Sorgen. Auch andere sind hinübergekommen. Slavicsek ist ein geschickter Mensch.“

„Wenn sie mich foltern, werde ich vielleicht nicht standhaft sein. Wenn sie mich lieber gleich erschießen wollten ...“

Karl wußte nichts zu antworten, und Peter erwartete auch keine Antwort. Kurz nachher, kaum daß Karl nach den französischen Heften gegriffen hatte, hub Peter wieder an:

„Auch die Eitelkeit spielt dabei eine Rolle. Doch ist nicht bloß hiervon die Rede. Arme Tera. Und sie ... Doch“, so beruhigte er sich, „ich werde gleich nach meiner Ankunft telegraphieren, die Hauptsache ist, sie möge erfahren, daß ich hinüber gekommen bin.“

„Du wirst selbstverständlich telegraphieren, auch die übrigen haben immer sofort telegraphiert“, erwiderte der Photograph etwas mißmutig und wollte wieder zu lernen beginnen.

„Und meine Mutter. Du, sag mir doch, wie gerät sie eigentlich in diese ganze Sache hinein. Wieso kommt sie dazu, allen Kummer und alle Leiden mitzumachen ... Ich bin ihr einziges Kind und war nie ein guter Sohn. Wollte mich immer hervortun ... Es ist besser, ich spreche nicht davon ... Und nun wird die Arme plötzlich in diese Aufregungen, in alle Unannehmlichkeiten hineingerissen, mit all ihren Gefühlen, weil ich ihr Blut bin.“

„Bei den übrigen ist es ebenso. Sie denken gar nicht daran, haben keinerlei Grund dazu und geraten hinein wie Pilatus ins Credo.“

Peter lachte mit einer Stimme auf, die ihm selbst fremd war. „Erinnerst du dich, da ich hingehe, kannst du mir diesmal nicht folgen, aber du wirst mir hernachmals folgen!“

„Was hat das Evangelium damit zu tun?“

„Nichts. Ich sagte es bloß, weil es schön kling. Es fiel mir von Pilatus und jenen ein, die ins Credo geraten.“ Er lachte abermals auf, doch verhärtete sich sein Gesicht. Er wollte zur Selbstpeinigung Kraft haben. „Ich dachte an meine Mutter ... Mir gelten die Worte des Evangeliums nicht. Leider, vielleicht nicht leider, doch verdiene ich sie nicht. Es geht aber auch nicht darum! Es ist bloß davon die Rede, daß ich Angst habe ... Vor der Folter ... Man müßte auch das Martyrium lernen. Das Ganze ist so schlecht, so zwecklos und, wenn man verliebt ist, so schwer ... Man ist feige. Ich weiß nicht, wie es kommt ... doch sind die Menschen so sonderbar. Bevor du heute abend kamst, stand ich am Fenster und beobachtete, wie die Leute im dritten Stock aßen. Ich weiß nicht, wer diese Leute sind. Ein schnurrbärtiger, kahlköpfiger Mann, eine Frauensperson, vielleicht seine Tochter, und ein Student; bebrillt, in Uniform. Ich sah bloß, daß sie sprachen, hörte jedoch nichts. War auch damals versteckt. Diesen Kovacs aber, den Schildermaler, höre ich bloß, sehe ihn aber niemals. Aber auch ihn forsche ich nicht absichtlich aus, obschon er übrigens dein Freund ist und daher erfahren dürfte, was er sagt. In ein fremdes Fenster hineinschauen, das ist etwas ganz anderes. Ein seltsames Gefühl, ausforschen, spionieren, glaube mir.“

„Ich weiß gar nicht, wer die Leute sind.“

„Ich will es auch keinesfalls erfahren. Weißt du, bei dem Nachbarn ist es doch etwas anderes, der kann vor mir sprechen, denn ich bin dein Freund. Doch ist dies nicht wichtig. Schlafen wir.“

„Das wird auch das beste sein. Morgen mußt du frisch sein, dann kommt das andere ... Ich werde deiner Mutter den Brief übergeben, sie wird sich freuen, zu Weihnachten kommt Tera zu dir, und dann ... schlafe. Ich werde noch ein bißchen Vokabeln lernen.“

Du wirst sehen, wir werden einander im Ausland noch begegnen. Auch ich werde der Welt noch etwas zeigen. Ich kümmere mich um niemand, habe niemand ... nur meine Arbeit. Jetzt aber schlaf. Gute Nacht."

„Du! Wenn jetzt über die Treppen Schritte kämen, dies könnte bloß die Patrouille sein. Die Sperrstunde war schon. Um diese Zeit dürfen nur noch Detektive oder die Patrouille auf der Straße sein ... Gute Nacht."

\*

Karl ging später zu Bett und erwachte früher als Peter. Noch im Halbschlaf fiel ihm ein, er müsse zu Adolf gehen, um die morgige Reise vorzubereiten. Er war mißmutig, es tat ihm um die Zeit leid, doch sprang er trotzdem ohne Zögern aus dem Bett. Er war selbstsüchtig und unzufrieden, vielleicht weil er stets ein hartes Leben gehabt hatte. Er verstand sich gut auf sein Handwerk, vermochte aber dennoch bloß schwer sein Fortkommen zu finden. Er wollte je früher aus diesem Elend herauskommen, es bangte ihm um jede Minute, er wollte arbeiten, lernen. Nun aber half er dennoch den Verfolgten und versteckte sie. Er fühlte sich ihnen ein wenig verwandt und in seiner Hilfsbereitschaft lag auch Trotz und Güte. Seine Sicherheit aufs Spiel setzen, seine Zeit für andere verbringen, war für ihn ein großes Opfer.

Er machte sich auf den Weg zu Adolf, befangen von seinen selbst verheimlichten Gedanken. Er wußte nicht, warum, doch betrat er sehr verdrossen die kleine Wohnung in der Elisabeth-Stadt und wurde dort noch verdrossener.

In der engen kleinen Wohnung wurden für Adolfs Abreise bereits emsig Vorbereitungen getroffen. Auf sein Schellen wurde ihm geöffnet. Adolf erschrak bei Karls Anblick. Jedes Schellen, jedes laute Wort ließen ihn erschrecken und er zankte mit allen, die sich in seiner Nähe befanden. Seine beiden Gefährten hatten sich bereits an das aufgeregte kleine Männlein gewöhnt, bloß die alte Wirtin wußte nicht, wohin sie sich vor Angst verkriechen sollte.

Da Karl das Zimmer betrat, schrie Adolf gerade aus irgendeinem Grund. „Solche Heuochsen!“ schrie er. „Wegen solcher Heuochsen muß ich mich erwischen lassen. Habt doch Verstand. Es handelt sich doch auch um euch ... und um mich.“ Er war auch mit den umsichtigen Reisevorbereitungen der Wirtin nicht zufrieden. Er herrschte sie an: „Wozu die Komödie? Glauben Sie, ich kann all dies mitnehmen? Oder daß ich auf eine Vergnügungsreise

gehe? Wissen vielleicht die Nachbarn schon, daß ich verreise? Was?“

Die alte Frau wußte nicht einmal, etwas zu antworten. Die beiden anderen schwiegen. Der eine schlummerte selbst während des lärmenden Gesprächs vor Müdigkeit.

Bloß ein einziger Mensch hörte Adolf gern zu: Iwan, der Gymnasiast. Dieser hatte die Rolle der Ordonnanz übernommen, erledigte Adolfs Angelegenheiten, ging von einem Menschen zum anderen, um die Reise vorzubereiten. Adolf hielt ihm Reden.

„Es ist notwendig, daß ich fortreise. Die Situation kann sich binnen absehbarer Zeit nicht so gestalten, daß für mich hier das Arbeiten möglich wäre. Nun ist es richtig und im Interesse des allgemeinen Wohles, den Augenblick des Handelns – an einem geeigneten und sicheren Ort – vorsichtig abzuwarten. Auch der gegenrevolutionäre Boden ist ein revolutionärer Boden. Geh ich jetzt fort, sei es auch für ein Jahr, und lerne zurückgezogen, so arbeite ich für die Revolution, und dies wird augenblicklich das nützlichste sein. Und es ist notwendig, daß mir diese Möglichkeit auch gesichert werde. Jetzt ist dies das wichtigste.“

Diese Reden waren nicht besonders sinnreich, aber Iwan hörte dennoch mit glänzenden großen Augen zu. Karl verlor in diesem lärmenden Chaos auch den letzten Rest seiner Frische. Auf die lärmende Morgenaudienz folgte das Auszanken des Gymnasiasten. Iwan hatte einem obdachlosen Flüchtling Adolfs Wohnungsadresse gegeben. Dieser Mensch war heraufgekommen, hatte getobt, gedroht und Geld gefordert. Adolf war nichts anderes übrig geblieben, als ihm etwas Geld zu geben, um sich von ihm zu befreien. Dies war am Tag vorher geschehen, und dafür bekam Iwan jetzt seine Schelte.

„Es war unerhört dumm und leichtsinnig, den Menschen herzubringen. Nicht bloß deshalb“, und hier wurde die Rede abermals deklamatorisch, „weil er mich erpressen und meine Reise unmöglich hätte machen können, nicht nur deshalb, weil der Mann, dem sie meine Adresse gaben, auch ein Schuft hätte sein können, obschon er im gegenwärtigen Fall zufällig heiser war, sondern auch deshalb, weil er, selbst wenn er ein anständiger Mensch ist, beobachtet und verfolgt hätte werden können und man auf diese Art sowohl meiner wie auch seiner habhaft hätte werden können. Und wenn noch mehrere derartige Leute kommen, so bleibt mir nicht genügend Geld für die Reise, und es ist doch wichtiger, daß ich von hier fortkomme, als daß möglicherweise keiner von uns

beiden, weder er noch ich, seine Haut rette. Ist's nicht wahr?" fragte er triumphierend.

„Ja ... aber ...“

Auch Karl hätte gerne ein Wort gesagt, angedeutet, daß er ebenfalls hier sei.

„Was aber?“

„Der war kein Schurke, ich kannte ihn, wußte ...“

„Freilich, in diesem Fall war es ja kein Unglück.“ Adolf wurde milder. „Aber ich meine im allgemeinen, bitte, sehen Sie doch ein, daß es eine Dummheit war. Sehen Sie es ein?“

„Ja.“

Der Gymnasiast schämte sich. Die beiden anderen, die von Adolf bereits ähnliche Belehrungen erhalten hatten, sprachen kein Wort. Die alte Frau nähte irgend welche Schriftstücke in Adolfs Anzug ein.

„Bitte, decken Sie die Betten zu. Wir arbeiten“, kommandierte Adolf. „Sie können jetzt heimgehen und kommen mittags nochmals, denn vielleicht habe ich noch irgend welche Botschaften zu senden.“

Der Student ging fort und schärfte sich ein, daß auch der gegenrevolutionäre Boden ein revolutionärer Boden sei.

Karl stand noch immer im Zimmer und wußte nicht, wohin er schauen solle.

Adolf bemerkte ihn erst jetzt. Er errötete unter seinem struppigen Bart. „Ja, bitte“, sprach er verwirrt, „gegen Abend werde ich bei Esther sein. Sie hätten deshalb vielleicht gar nicht kommen brauchen ... Iwan hatte es mir bereits ausgerichtet ... Übrigens ist es so gut ... Ich danke ...“

„Ich mußte auch um Peters willen wissen, wie die Dinge stehen. Er wohnt bei mir.“

„Auch Peter geht mit?“

„Ja.“

„Auch er will mit Slavicsek?“

„Und auch Geza. Sie gehen alle drei zusammen.“

„Drei ... Nun gut! .. Sagen Sie also, daß ich gegen Abend komme.“

Karl drückte sich den Hut auf den Kopf, grüßte und ging heim.

Peter hatte schwer, traumlos geschlafen. Eine Weile hatte er noch die durch seine Lider dringenden Lichtstrahlen empfunden und die französischen Worte gehört. Manchmal hatte er noch aufgelauscht, ob im Treppenhaus ein Geräusch laut werde. Er wartete darauf, plötzlich aufspringen und sich hinter dem Vorhang

verstecken, oder auf das Fensterbrett des Lichthofes treten zu müssen, über den schwindelerregend hohen fünf Stockwerken ... Den Anzug wird er vorerst rasch verstecken ... wird alle Spuren verwischen müssen ... Dann schlief er ein. Sein traumloser Schlaf war dumpf, als wäre er mit schweren Plätteisen aufs Nachtlager gedrückt worden.

Am Morgen stand er auf, rasierte sich sorgfältig, wusch sich, zog reine Wäsche an und stellte sich vor den Spiegel.

„Nicht wahr, ich bin nicht blaß?“

Karl war bereits zurückgekehrt und bereitete gerade das Frühstück zu. Er warf bloß einen einzigen Blick auf ihn. „Nein, Dein Gesicht ist sonnengebräunt.“

„Ich bin nicht blaß. Und unter dem Braun ist ja die Blässe gar nicht sichtbar.“ Er preßte beide Hände aufs Gesicht und drückte seine Augen in die Höhlen, wie dies bei ihm schon zur Gewohnheit geworden war. „Ich könnte noch heimgehen, die Frau noch einmal sehen. Das kleine Mädchen schläft. Ich würde auf den Fußspitzen das Zimmer betreten. Niemand ist daheim.“

„Man kommt schon die Reisetasche holen. Wir haben keine Zeit zu verlieren. Du gehst ohne Gepäck, als ob Du spazieren gingest ...“

Es wurde tatsächlich gepocht. Karl ging hinaus und nahm die kleine Tasche mit. Peter konnte nicht essen, und während Karl draußen war, goß er seinen Tee in die Waschschüssel.

„Ich bin fertig, wir können gehen. Diese sechsendreißig Stunden Ungewißheit sind etwas viel. Wenn wir nur schon losgehen könnten, dann möge kommen, was da wolle, es ist einerlei. Und wenn sie mich in Komorn erwischen, dann werden sie mich vielleicht gar nicht viel foltern, sie werden mich einfach erschießen und Schluß. Auf Grund eines regelrechten Urteils können sie mich ohnehin nicht aufknüpfen, sie werden deshalb sich beeilen und nicht viel Umstände machen.“

„Grübel nicht, Kamerad. Komm.“

„Gut, ich geh vor ...“

„Also bei Esther. Dort werden wir den Abend abwarten. Geh, ich bringe hier alles in Ordnung und verschließe die Wohnung.“

Peter eilte aufgeregt die Treppen hinunter. Nach den vielen einsam im Dunkel verbrachten Stunden waren für ihn der Lärm und die vielen Menschen ungewohnt und betäubend. Auf der Straße mischte der sonnenhelle Herbstvormittag die Menschen in frischer Bewegung durcheinander. Bloß Peter war in den pochenden Adern der Stadt eine abseits stehende fremde Zelle. Bei jedem Schritt war



er darauf bedacht, einfach und natürlich zu gehen. Er wählte stille verlassene Straßen. Unterwegs gaffte er aber dennoch hin und wieder, konzentrierte nicht die ganze Aufmerksamkeit auf sich, geriet in das Durcheinander des gemeinsamen Lebens. Er vergaß, daß er nicht ein beliebiger Mensch sei, der zwischen den anderen Menschen auf der Straße dahingeht, sondern ein Fliehender, der auf der Straße zwischen den anderen Menschen flieht. Bloß bei Kreuzungen besann er sich voll darauf. Unterwegs kehrte er in Geschäfte ein, kaufte oft völlig überflüssige Gegenstände. Da es für die Flucht notwendig war, suchte er zwischen den verschiedenen Friseurläden, die er nicht zu betreten wagte, einen aus und ließ sich die Haare schneiden. Vom Friseur strebte er rasch und geradewegs nach Esthers Wohnung.

\*

Esther war Kunststickerin, ein mageres blondes Mädchen mit wässerigen Augen; sie wohnte in der leeren Werkstatt ihres Bruders, in einer dunklen Kellerwohnung. Das in der Werkstatt befindliche Material füllte die ganze Wohnung mit feuchtem Ton- und Gipsgeruch.

Anfangs wurde Peter ängstlich, schier mißtrauisch betrachtet. Es befanden sich viele Männer und Frauen in der Wohnung und der Tee dampfte bereits am frühen Vormittag.

„Ist dies die Verbrecherhöhle?“ fragte Peter, den das dreimalige, signalartige Pochen, die ganze russische Einstellung, der dampfende Tee und das hastige Reden der Männer und Frauen reizten. Und es kamen ihrer immer mehr. Studenten, die als Ordonnanzen arbeiteten und sich wichtig machten. Auch Iwan, Adolfs Vertrauter, erschien für einen Augenblick, rannte aber gleich wieder fort. Insbesondere reizte Peter ein dünnstimmiger Student. Dieser war der Famulus irgendeines Philosophieprofessors und hatte dessen geringschätzige, spöttische Manier angenommen. „Herrgott noch einmal, wer hier nichts zu tun hat, soll zur Hölle gehen!“ sprach Peter bitter und zornig. Esther staunte ihn mit ihren wässerigen Augen an, verblüfft, erschrocken und mit irgendeiner tierischen Hartnäckigkeit. Nun ärgerten Peter auch das eigene Benehmen und der eigene Ton bereits. Er wußte, was er tue, sei antipathisch und zwecklos. Er fühlte, er mache sich unter den Wichtigtuern wichtig, habe kaum eine fremde Wohnung betreten und auch schon geschrien und die Aufmerksamkeit auf sich gelenkt. Dies ärgerte ihn auf ganz krankhafte Art, und nun herrschte er sogar Esther an: „Ich

weiß, daß sie dem Tolstojanismus oder dem Christianismus anhängen oder irgend etwas derartige sind, doch geht es mir jetzt darum, die eigene Haut zu retten, und wozu ist diese Volksversammlung da, wenn man meiner Frau nicht herzukommen gestattete? Ach freilich, dies sind Eingeweihte. Freilich. Der exklusive Klub des Christianismus. Wenn Sie die Gefälligkeit hätten, mir zu sagen, was hier eigentlich stattfinden wird ... ob eine Messe oder eine Litanei ... Aber von mir aus, hol doch der Teufel diese ganze Gesellschaft.“

Peter hatte ganz bestimmt diesen Auftritt bedauert und sich seiner geschämt, noch ehe er das erste Wort ausgesprochen, und das Ergebnis war ja auch, wie er erwartet hatte, stummes und widerspruchloses Staunen, Haß und Verachtung. Deshalb sprach er voll Wut und Ekel als Ergänzung: „Übrigens mögen all dableiben. Das Ganze ist nur die Nervosität eines sich fürchtenden Menschen“, und er sah schier mit Genugtuung, wie sich über die Gesichter Verachtung breitete.

Der Lärm flaute ab. Der feuchte Tongeruch und der Tabakqualm machten die Luft unerträglich. Ein lungenkranker kleiner Glasergeselle wollte leise und heimlich fortschleichen.

„Ausgerechnet du gehst fort?“, hielt ihn Peter zurück.

Der kleine Glaser schämte sich. Scheinbar schämte er sich gerade über Peters Benehmen.

„Ich gehe nicht deiner Reden wegen fort, Bruder, doch muß ich gehen. Muß mich ums Gemüse anstellen.“

„Dann geh“, sprach Peter und begleitete ihn hinaus. An der Tür, wo sie niemand sah, küßte er den kleinen Glaser auf den Mund.

„Ich küsse dich deshalb hier, wo es niemand sieht, weil dort drinnen, unter den anderen, das Küssen modern ist. Geh jetzt und sei mir nicht böse.“

Dann begab er sich ins Zimmer zurück und saß still in der einen Ecke. Die übrigen waren nun wieder laut, Aufregung und Gespräch wurden auseinandergesogen und wieder zusammengedrückt wie eine Harmonika. Viele gingen fort, um zu Mittag zu essen, andere waren bereits nach dem Essen, so daß Peter bis zum Abend still sich selbst überlassen bleiben konnte. Die ganze Gesellschaft war gleichsam von einer unguuten Flamme gespeist.

Gegen Abend kam Geza, ein schöngesichtiger Bursche, der sein Gefährte auf der Flucht sein sollte. Geza kam mit zwei jungen Kameraden, die sein Gepäck trugen. Peter fühlte, er müsse zu ihnen freundlich sein, empfand für sie eine Art Güte. Er sprach mit ihnen ernst und still. Doch erfaßte dann plötzlich auch ihn der Ton der

Gesellschaft. Er redete gelassen mit einer widernatürlichen Sicherheit. Die hysterische Durchgeistigung hatte in ihm die Form großer Ruhe angenommen, andererseits verlangte es ihn nach einer trotzigen und männlichen Selbstpeinigung.

„Das Aktionsprogramm der Daheimgebliebenen muß folgendes sein“, sprach er und empfand sofort einen Zwiespalt. Er beobachtete, wie klug, verständig und ungehemmt er spreche. Seiner Rede eignete eine seltsame Sicherheit, als wollte er seine Nerven ausprobieren, und er freute sich, daß er so sicher, kühl denkend sei, oder zumindest so erscheine oder sich so geben könne. Damals hatte er das Gefühl, es werde ihm auf dem Weg nichts zustoßen. Einen Augenblick fühlte er sich in dieser Gebärde wohl. Doch hatte er kaum seine häßliche und ungläubige Rede bemerkt, so sagte er auch schon laut und absichtlich, damit jeder hinhorche: „Ein Aktionsprogramm, ja, Ak-tions-pro-gramm, ja, ein Aktionsprogramm kann man freilich geben. Doch sage ich, wer jetzt fortgeht, der darf keinerlei Programm geben. Selbst die Mahnung zur Vorsicht ist heldenhafte Prahlerei auf Kosten eines anderen. Entweder man bleibt hier, oder man hält das Maul, und ist sich voll bewußt, was es bedeutet wenn man weggeht.“

Für einen Augenblick trat Stille ein.

„Aber gerade Du kannst doch nicht hier bleiben.“

Jeder schaute auf Sandor Toth, auf den nußbraunäugigen, zusammengekauerten Burschen, der bereits seit einer Stunde unbemerkt in der eifrigen Gesellschaft saß und nun zum ersten Male ein Wort einwarf. Peter fühlte, dieser Mensch liebe ihn wirklich. Da er diesen Einwand sehnlichst erwartet hatte und sah, daß es unter den Leuten hier einen einzigen gebe, der zu seinem Verteidiger bereit sei, sprach er:

„Ich danke Dir dafür, Sandor, daß Du mir helfen willst, und es tut mir auch wohl. Doch ist es ja gerade dies. Ich erwartete einen ähnlichen Einwand, eine Hilfe dieser Art. Aber ich will nicht hier bleiben. Ich weiß, weiß selbstverständlich, meine Situation ist hier unhaltbar, es gibt für mich keine Bewegungsfreiheit und es ist leicht zu beweisen, daß das Risiko, wenn ich hier bleibe, viel größer ist als das, was wir wissenschaftlich den zu erwartenden Nutzen nennen. Dies weiß ich! Doch weiß ich auch, und ich spreche auch dies aus, ich fühle ein großes Bedürfnis, ich könnte sagen, ein Bedürfnis der Pflichterfüllung, wäre ich ein vollkommen anständiger Mensch, ich ließe mich nicht durch Vernunftgründe überzeugen, ich fände sicherlich eine Ausrede, irgend etwas, ich ließe mir keinen

bequemen Ausweg unter dem Vorwande des zu erwartenden Nutzens.“

„Dies ist wahr, ist alles sehr wahr“, erwiderte ängstlich beschwichtigend Sandor Toth, und in seinen Augen glänzten Tränen. Er empfand mit Peter großes Mitleid. Er dachte, die Angelegenheit würde durch sein Zustimmung erledigt. Niemand äußert eine Gegenmeinung und dadurch wird das Gespräch auf einen anderen Gegenstand gelenkt. Doch fuhr Peter fort:

„Daraus folgt, wenn ich kein vollkommen anständiger Mensch bin, dann bin ich ein vollkommen unanständiger Mensch. Übrigens ist dies nicht wichtig. Ich pfeif auf die ganze Sache, auf Euch, auf alles, und habe nur noch einen einzigen Wunsch, endlich zu gehen. So ist es, wenn man nicht die unbedingte Notwendigkeit der Pflichterfüllung empfindet ... Gehen wir schon?“ fragte er Esther.

„Slavicsek ist noch nicht hier“, antwortete Esther leise. Nun trafen sie bereits alle Anstalten zum Aufbruch, alle erwarteten gequält mit ausgetrockneter Kehle den Augenblick. Esther allein war ruhig. Sie war wie eine kühle und weiße Schnecke, ihre wässerigen stauenden Augen schienen den Grund der schlechten Stimmung nicht recht zu erfassen. Sie war die einzige, die nicht einmal Peter zürnte. Dieses Mädchen war die schmerzlose, harte Einfachheit selbst, und Peter konnte nicht verstehen, weshalb sie nicht zwischen ihren Stickereien vergraben blieb, da die Menschen sie ja doch nur störten und sie mit den meisten nichts gemein hatte. Peter fühlte während seiner ganzen Anwesenheit, was er anderswo nicht empfand, – daß er sich in einer fremden Wohnung befinde und sein hoffärtiges und schmähliches Unglück an einen fremden Ort getragen habe. Er wandte sich an Sandor, der mit tränenfeuchten Augen zu ihm in die Zimmerecke kam.

„Ich werde gehaßt!“ sprach er leise und traurig, „mehr vermag ich nicht zu erreichen.“

Sandor schwieg.

Die Luft im Zimmer wurde immer unerträglicher. Das Feuer im Ofen ging aus, und nun war hier nur noch eiskalter Rauch. Doch kümmerte sich niemand darum. Sie blieben alle beisammen, sprachen mühselig, stürzten sich freudig über alles, worauf gerade die Rede kam, plauderten über Wohnungen, Reisen oder über den Hausmeister und die Gemüsepreise. Die exaltierten großen Worte, die künstliche Begeisterung waren geschwunden.

Nach einer schlimmschweren halben Stunde kam Karl.

„Na, was gibt's, Ihr Vorreiter? Weshalb so still?“ sprach er zum Sekretär des Philosophen. Er ging zu Peter hinüber. „Wir können

aufbrechen“, wandte er sich dann an Geza. „Also los, Jungens. Slavicsek wartet daheim. Adolf vor dem Tor. Esther und ich, wir beide werden Euch hinüber begleiten. Ihr übrigen bleibt hier, bis wir zurückkommen. Ihr habt ja ohnehin nichts zu tun ...“

Geza ging mit Esther, Peter mit Karl. Adolf und Iwan erwarteten sie in der dunklen Toreinfahrt. Dann strebten sie zu zweit nach Buda, zu Slavicseks Behausung.

Es war Abend. Müde, aus der Arbeit heimkehrende Menschen füllten die Straßen, kümmerten sich nicht um einander. Peter fühlte im ersten Augenblick Frische, freute sich, daß er endlich Esthers Wohnung verlassen konnte und nun gehe, gehe, daß etwas geschieht, sie vorwärts streben, sich ihrem Ziel nähern. Manchmal schaute er auf Adolf und Iwan zurück.

„Nun, Bruder, morgen früh fährst Du.“

Peter antwortete nicht.

„Auch ich fahre bald fort, erledige bloß vorerst meine Angelegenheiten. Ich gehe nach Berlin. Werde dann schon perfekt Französisch können und kehre diesem dreckigen Land den Rücken.“

„Dreckig oder nicht dreckig“, sprach Peter nachdenklich vor sich hin und schaute die klingelnden Trambahnen an, betrachtete das aus dem erhellten Glassaal des Westbahnhofes sich drängende Volk, das von den rumänischen Soldaten hin und her gestoßen wurde. „Schau, wie sie die Menschen stoßen.“

„Freilich, dies ist hier immer so.“ Doch war jetzt Karl zu sehr mit seinen eigenen Plänen beschäftigt. „Draußen werde ich Karriere machen. Werde ein schönes Atelier haben, eine schöne Wohnung. Du wirst sehen, ich werde es erreichen. Die Gesellschaft da wird staunen. Mir bedeuten diese Leute nichts. Diese Bande. Hast Du Dich mit ihnen zerzankt?“

„O nein, ich kann mich mit ihnen nicht zerzanken. Sie stehen mir ja doch nahe.“ Er schwieg. „Und wenn sie dreckig sind, so bin eben auch ich dreckig, und alle Leute hier sind dreckig. Sind wir aber alle dreckig, dann verdienen wir einander.“

Sie näherten sich der Brücke.

Karl begann abermals seine eigenen Pläne zu entwerfen. Er sprach mit hartnäckigem Glauben. „Ich werde meine Sache schon machen, werde sie unbedingt machen. Wir werden noch in Berlin oder anderswo zusammenkommen. Die sprechen von irgend einem Tasmanien, möchten dorthin gehen, eine Siedlung gründen. Es hat sich auch schon irgend eine Jüdin gefunden, die das Geld dazu hergeben will und bereit ist, ihre Erzeugnisse zu verkaufen. Glaubst Du, daß daraus etwas wird?“

„Ich gehe von den Menschen nicht fort und würde nicht mit ihnen gehen.“ Er dachte an die Freunde, denen er ja eigentlich doch ein Aktionsprogramm hatte geben wollen.

„Ich sagte ihnen auch gleich meine Meinung. Ich brauche Zivilisation, Möbel, ein Atelier, eine Wohnung.“

„Du“, unterbrach ihn Peter plötzlich erschrocken, „muß man sich an der Brücke ausweisen?“ Er schaute auf Adolf zurück. Dieser ging dreißig Schritte hinter ihnen gelassen mit Esther plaudernd. Iwan, der Gymnasiast, kam noch weiter hinten mit Geza, trug das Gepäck.

„Nein. Bisher zumindest war es nicht notwendig.“

„Denn wenn ja ... ich habe keinen einzigen Ausweis bei mir ... Meine alten Papiere haben wir bei Esther vernichtet, die neuen befinden sich bei Slavicsek ... Wenn wir wieder auf eine so schöne Unannehmlichkeit stoßen, wie unlängst, da wir in die Stadt kamen ... dann hat der Teufel die ganze Vorbereitung, die ganze Reise, alles geholt ...“

Karl erblaßte, seine Mundwinkel zuckten. Sein ganzer Egoismus breitete sich schwer über ihn. In diesem Augenblick wäre er am liebsten heimgelaufen. Sie schwiegen.

Sie erreichten die Brücke. Auf der Pester Seite verlangte niemand Ausweise. Doch es war unberechenbar, ob ihnen drüben in Buda nicht ein Posten den Weg versperren werde. Sie strebten wortlos dahin, ihre Füße pochten über die Eichenbalken der Brücke.

„Schau, wie dunkel die Insel ist.“ Karl antwortete nicht, doch war ihm anzumerken, wie sehr er sich über diese Worte freute, die die Schlinge der Angst lockerten. „Die Insel ... Gar viele Dinge, Erinnerungen, Liebe, fesseln uns an diesen Ort. Das Bankett nach der Reifeprüfung fand auf der Insel statt. Der eine Knabe, der zum erstenmal in seinem Leben Wein getrunken und eine schwere Zigarre geraucht hatte, bekam einen Rausch. Auf dem Heimweg redeten wir ihm ein, nachts würde aus Sparsamkeitsrücksichten jeder zweite Balken der Brücke fortgenommen. Um nicht ins Wasser zu fallen, ging der Narr hüpfend über die ganze Brücke, so ...“ Und Peter zeigte, wie der betrunkene Gymnasiast über die Brücke gehüpft war.

Karl lachte.

„O, wie abscheulich“, sprach Peter in die Ungewißheit hinein und redete nicht weiter.

Sie näherten sich dem Brückenkopf von Buda. Hier standen Soldaten. Peter schaute abermals auf Adolf zurück. Der kam ruhig

plaudernd mit Esther. „Jetzt kennen wir einander nicht.“ Er ging gelassen vor. Die Soldaten hielten keinen von ihnen an.

Da sie das Trottoir erreichten, schlossen sie sich abermals zusammen. Sie befanden sich auf dem Margarethenring. Auf der Straße gingen viele Leute.

„Wie abscheulich“, sagte Peter. „Das menschliche Leben besteht aus tausenderlei Abscheulichkeiten ... Und diese Vorsichtsmaßregeln, diese Vorbereitungen, der ganze Nationalismus ausschließlich meines Lebens wegen. Dies ist nicht natürlich. Müßte ich ganz aufrichtig antworten: was waren jene großen Dinge, für die ich bisher gelebt habe, gar nicht davon zu reden, weshalb ich mich so ans Leben klammere ... welch peinliche kleinliche Fragen wären dies. Wenn Tera mit der Zeit entdecken wird, was für ein erbärmlicher Mensch ich bin ... Und ich habe sie auch so schlecht behandelt ... Gibt es eigentlich einen einzigen Menschen, dem ich wirklich etwas Gutes bedeutet habe?“ Er seufzte auf. Und da sie weitergingen, begann er plötzlich zu lachen.

„Worüber lachst Du?“

„Ich habe sogar zwei Gründe zum Lachen. Der eine ist, daß ich mich jetzt in der Nähe meiner Elternwohnung befinde. Dies hier, wo wir jetzt gehen, ist der Dienstbotenkorso von Buda. Vorhin begegnete ich einem Mädchen, das einst bei meiner Mutter gedient hat. Ich pflegte abends spät heim zu kommen und sie ließ stets ihre Zimmertür offen. Und nun, da sie mich erkannte, lief ihr das Blut ins Gesicht, sie erschrak und wurde ganz verwirrt ... Der zweite Grund ... Ich lachte darüber, was geschehen würde, wenn ich plötzlich daheim erschiene. Wären wir bei der vorigen Gasse nach rechts eingebogen ... im fünften Hause befindet sich die Wohnung. Eine behagliche Wohnung, so beschaffen, daß in der Mitte ihrer Karriere sehr viele Leute ganz gerne dort wohnen würden.“ Er lächelte. „Ja, weißt Du, die japanischen Vasen sind eigentlich geschmacklos ... meine Mutter ist jetzt nicht daheim. Nehmen wir an, ich schellte, was wohl mit der armen Hausmeisterin geschehe? ... Darüber lachte ich. Sie würde in Ohnmacht fallen oder um einen Polizisten laufen, oder mich vielleicht im Treppenhaus verstecken ... auch dies ist möglich. Jedenfalls würde ich furchtbaren Schrecken verursachen, und was auch immer die arme Frau täte, ob sie mich nun versteckte oder um einen Polizisten lief, ihr Leben wäre jedenfalls gestört.“

„Ein amüsanter Fall.“

„Gar nicht so amüsant.“

Karl dachte jetzt einen Augenblick daran, daß auch er an der Brücke hatte fortlaufen wollen.

Sie gelangten in dunkle kleine Straßen. Waren einander nun bereits näher. Adolf ging zu Iwan. Debattierte heftig, aufgeregt mit seinem Begleiter. Dann nahmen sie Abschied. Auch Karl nahm Abschied.

„Nun, Bruder, einmal werden wir einander ja doch noch begegnen.“

„Ja, wir werden einander begegnen. Vielleicht in Berlin oder in irgend einem dreckigen Land, denn in Wirklichkeit sind ja alle Länder gleich dreckig ... Wirst Dich davon schon überzeugen ... Wirst es schon bei der Karriere erfahren, von der Du sprichst. Nicht wahr, um der Karriere willen verlohnt es sich zu leben.“

„Höhne nicht! Wir werden dann darüber reden. Alles Gute, Bruder, auf Wiedersehen.“

„Auf Wiedersehen.“

Sie reichten einander in der dunklen Straße die Hand. Ihre Gesichter konnten sie nicht sehen. Dann drehte sich Karl um und ging schnurstracks zurück.

Nun waren sie nur noch ihrer drei und Esther. Vor einem dunklen Tor wurden sie bereits von einer Frau erwartet und gelangten über krumme holprige Treppen in Slavicseks Werkstatt.

## II.

Die Monteurwerkstatt war von starken elektrischen Lampen erhellt. Die Einrichtung bestand aus Bänken, Werkzeugen, einem Bett und einem großen Tisch. Da sie den hellen Raum betraten, schaute sie Slavicsek prüfend an. Auch sie besahen sich Slavicsek genau. Sie hatten einander noch nie gesehen. Er hatte einen feisten, muskulösen Nacken, einen runden kleinen Schädel, kurzgestutztes Haar und breite Schultern; seine Augen waren grau, kühl und gütig. Peter deuchten diese Augen wie eine alte Erinnerung. Slavicsek war einer jener Menschen, die auch einen erwachsenen Mann zärtlich in die Arme schließen können, mit nie versagender väterlicher und brüderlicher Liebe. Auch er musterte die drei Menschen, wandte sich dann an Esther, ging mit ihr an den Werkstattisch, unter die stärkste Lampe, sie holten die Ausweise hervor und klebten die Photographien ein, die Esther mitgebracht hatte. Peter bemerkte, daß Slavicsek im stillen Esther sehr liebe und achte. Unterdessen betrachteten einander die drei Reisegefährten. Geza, der jüngste, war hübsch, sauber, glatt rasiert. Peter hatte einen Schnurrbart, Adolfs Gesicht war von einer eichhörnchenfellähnlichen struppigen Behaarung bedeckt. Letzterer war nervös, trippelte hin und her wie



ein Kind, musterte den sich am Tisch zu schaffen machenden Slavicsek, ging um ihn herum, besah sich die prallen Muskeln an dessen Brust und Rücken, die Handwerkerhände und den Korallenring am Finger. Seine mißtrauischen, erschrockenen braunen Eichhörnchenaugen hüpfen in tierischer Angst, – doch geschah dies nicht aus Furcht.

„Wir gehen alle drei?“ erkundigte er sich verwirrt und schaute Slavicsek an. Die kleinen erschrockenen Augen schienen zu fragen: „Hat dieses große Stück Menschentier überhaupt einen Verstand?“ Dann begegneten seine Augen Peters Blick; dessen zorniges Gesicht war grausam hart. Er schaute Adolf an und wandte sich ab.

„Wir haben auch einen Kompaß und eine Landkarte“, sprach Slavicsek zu ihnen.

Esther nahm von dem kleinen Eisentisch die fertigen Ausweise.

„Lernen wir unsere Daten auswendig“, sprach Adolf.

Auf Peters Ausweis stand: „Emil Pechtl, Magazineur, Alter fünfundfünfzig Jahre.“ Sie nahmen eine reine Feder und besserten das Alter rasch auf fünfundzwanzig aus.

„Ich bin Alois Horger“, sagte Adolf singend. „Dieser Ausweis ist doch schlecht!“ rief er plötzlich aus. „Damit kann man ja nicht reisen. Der ist ja auf Kecskemet ausgestellt! Was? Haben Sie sich das nicht einmal angeschaut? Entsetzlich! Ich tu nicht mit ... Und zusammen ... zu dritt ... zu viert ... dies ist unmöglich ... daraus kann nichts Gutes werden ... Warten wir lieber. Gehn wir lieber nicht“, und er schaute auf seine beiden Gefährten. Diese schwiegen. Peter betrachtete bloß Esther und den ruhigen Slavicsek.

„Nehmen wir die Landkarte her“, sprach Esther, „und bessern wir den Stadtnamen aus.“ Sie holte die Landkarte. „Uj-Kecskes liegt im Komitat Preßburg ... Dies wird schon gut sein ...“ Und sie schrieb in Adolfs Ausweis: „Uj-Kecskes“.

„Doch sind die Korrekturen ungeschickt. Gehen wir denn nicht in der Richtung von Graz?“

„Das tut nichts. Die Hauptsache ist, daß wir irgendwelche Dokumente besitzen“, antwortete Slavicsek kurz.

„Nicht die Ausweise sind wichtig, sondern daß uns Slavicsek führt“, erklärte Peter und schaute Slavicsek an.

„Ja, ich habe schon etliche Male geführt“, lächelte Slavicsek mit stillem Wohlwollen.

„Wir müssen gehen“, sagte jetzt Geza. „Und ich figuriere als Ihr jüngerer Bruder, bin Georg Horger.“

„Ihr habt recht, wir müssen gehen ... was auch immer geschehen mag ... denn morgen abermals kommen ... und

abermals Tage und Tage ... nein, diese Spannung ist nicht zu ertragen.“ Adolf schwitzte, seine Augen wurden matt.

„Wir gehen also“, bemerkte Peter.

Slavicsek betrachtete sie. „Ich glaube, es wird gelingen“, sagte er und verließ die Werkstatt.

„Wer ist dieser Mensch? Er schaut so dumm aus. Ich weiß nicht, ob wir es wagen sollen“, begann Adolf.

„Er hat auch Gyula versteckt, Gyula ist ein prachtvoller Mensch, und Gyula vertraute ihm“, warf Geza ein.

„Was, Gyula? Er und seine Freunde ...“ Adolf sah in Gyula einen unwürdigen, unwissenden politischen Rivalen. Er wußte, daß Geza Gyula verehrte und auch Peter ihn sehr liebe. Wußte, daß seine Worte Peter verletzten.

„Bitte, schweigen Sie“, sprach Peter.

Slavicsek kam mit einem Teller Pfannkuchen zurück und bot sie an. Adolf begann auch gleich zu essen.

„Ich kann nicht essen“, bemerkte Peter, „das kommt von der Aufregung und von vielen anderen Dingen.“

„Bedrückt Sie denn auch anderes?“ fragte Slavicsek.

„Manches.“

„Wenn wir das eine hinter uns haben, so werden Sie drüben schon essen. Ich packe oben etwas für den Weg ein: Fleisch, ein bißchen Pflaumen, Schnaps.“

„Was, Sie pflegen zu trinken“, fragte Adolf in forschendem, überlegenem Ton.

Slavicsek tat, als hörte er es nicht.

Er erweckte den Eindruck, er könne nicht zürnen. Peter bemerkte, daß nun auch Esther unter der schweren Stimmung der anderen leide. Geza errötete. Adolf schaute sie trotzig an und fühlte sich vollkommen im Recht. Sie schwiegen einen Augenblick ... Da Esther hier nichts mehr zu tun hatte, reichte sie jedem wortlos die Hand und entfernte sich. Die Frau kam herein, brachte Bettzeug mit, machte für den Bärtigen auf dem großen Werkstättisch ein bequemes Lager zurecht und bezeichnete für die beiden Jüngeren das Bett als Nachtlager.

„Legt Euch still nieder“, sagte Slavicsek, „um diese Zeit pflegt der Hausherr in seinem Zimmer über der Werkstatt zu lesen.“ Er schraubte die Signallampe aus, die sich über dem Bett beim Schellen der Mieter entzündete, denn Slavicsek war auch Hausmeister und pflegte in der Werkstatt zu schlafen. Und er verlöschte auch die zweite starke elektrische Birne, die über Adolfs

auf dem großen Tisch improvisiertem Bett brannte, wünschte Gute Nacht und ging still die Treppe hinauf.

Nun herrschten Ruhe und Dunkelheit. Hin und wieder stieß Adolf einen lauten Seufzer aus, und in seinem Mund leuchtete die Zigarette, an der er kräftig zog.

„Lernen wir unsere Daten“, flüsterte Peter im Bett dem Jüngeren zu. „Du bist Georg Horger, er ist der ältere Alois Horger, und du kannst ihn auch Onkel Loisi nennen. Ich bin der Magazineur Emil Pechtl, ihr aber seid Schlosser. Und auch die Wohnungsadresse, alles genau.“

Abermals trat Stille ein, man mochte glauben, sie schlafen bereits alle drei. Nach etwa einer halben Stunde flüsterte der Jüngere Peter zu: „Dieser Onkel Dolfi ... will sagen dieser Onkel Loisi ist ein ekelhafter Kerl.“

„Er ist dein Bruder“, flüsterte Peter lächelnd zurück. „Freilich ist er abscheulich, man ekelt sich schier physisch vor ihm. Und auch er selbst ... einmal weiß er, daß er frech ist, ein andermal wieder beweist er das größte Wohlwollen. Slavicsek kenne ich bereits, ihn noch nicht. Vielleicht ist er verabscheuenswert, aber es ist trotzdem nicht in Ordnung, daß wir ihn verabscheuen.“

„Du hast recht, schließlich ist es Sache der Nerven, in welchem Maße jemand Angst hat, und man kann deshalb niemand verachten.“

„Im Gegenteil. Auch das Prahlen ist Sache der Nerven. Manchmal prahlt er ja auf ganz unerhörte Art. Er ist ein übertrieben kluger, ehrgeiziger Mensch, der sich in manchen Stunden als Weltgenie zu bezeichnen pflegt.“

„Sanatorium, das ist ja bereits das reinste Sanatorium“, erklärte Geza, der Medizin studiert hatte.

„Jawohl, Sanatorium. Aber daß wir uns trotzdem empören und auf ihn zornig sind, bedeutet, daß auch wir unsere Fehler haben. Oder hast du jetzt aus vollkommenem Wohlwollen Sanatorium gesagt?“

„Nein, doch sag mir, was für ein Mensch ist dieser Slavicsek?“

„Er ist ein ganzer Mensch. Ich vermag dir das nicht anders zu sagen.“

„Und kaltblütig?“

„Kaltblütig. Ich weiß nicht wieso, aber ich kenne ihn ganz.“

„Ich bemerke, du sahst ihn heute zum ersten Mal ... Und du bist überzeugt, er sei nicht leichtsinnig?“ Geza war jung und gut. Es war ihm nicht eigen, Menschen völlig sehen zu können, er konnte

nur nach Taten urteilen und hielt es für richtig, daß man auf Grund seiner Erfahrungen urteile.

„Er ist nicht leichtsinnig. Leute wie er sind in keiner Situation kaltblütig“, erklärte Peter entschieden.

„Auch der Arzt ist kaltblütig“, lachte Geza, „wenn der Patient ...“

„Das ist etwas anderes.“

„Es heißt, er tue es für Geld. Er führt uns doch für Geld. Nicht wahr?“

„Ja. Dies stimmt allerdings! Er bekommt für diesen Weg tausendfünfhundert Kronen, und wenn er zu etwas Geld gelangt ist, will er die Frau heiraten, mit der er lebt, und in Wien oder irgendwo ein Geschäft eröffnen, eine Installateurwerkstatt oder so etwas.“

„Aber trotzdem ... und dieses kleinbürgerliche ...“

„Schau, mein Sohn, wenn er mich, dich und Adolf anzeigte, so bekäme er doch mehr Geld, und denke an Gyula, auf dessen Kopf ist doch eine besondere Prämie ausgesetzt ... Und wie viele andere hat er schon in der Hand gehabt ... Glaubst du, er tue es ausschließlich um des Geldes willen? Aber nein! Weißt du denn, was für Schurkereien Menschen für Geld begehen?! Und auch um Slavicseks Kleinbürgerlichkeit ist es nicht ganz so einfach bestellt.“

„Stimmt. Ich sah Slavicsek heute zum ersten Mal, doch habe ich das Gefühl, er sei ein prachtvoller Mensch. Und wie stark er ist! Weißt du, wie stark dieser Slavicsek sein mag?“ Geza hegte nun bereits für Slavicsek Verehrung. Doch war dieses Gefühl noch nicht endgültig. Er vermochte die Wahrheit einzusehen, ohne die Dinge bis in ihre Tiefe verstehen zu können.

Peter bemerkte dies, hatte jedoch keine Lust, weiter zu sprechen. „Ja, er ist sehr stark ... schlafen wir.“

Sie schliefen schwer ein. Adolf rauchte die ganze Nacht Zigaretten. Peter und Geza wachten hin und wieder von der gegnerischen Berührung ihrer Körper auf, doch mußte sie gegen Morgen Slavicsek aus einem bleischweren Schlaf wecken.

Er legte die Hand auf die Schlafenden: „Los.“

Sie standen auf, kleideten sich an.

„Morgen früh könnt ihr euch waschen“, lächelte Slavicsek und bot ihnen den restlichen kalten Pfannkuchen an.

„Los“, sprach auch Adolf.

An der zweiten Ecke wartete in einer dunklen Straße der Wagen.

„Klein, steigen Sie als erster ein“, sagte Peter.

„Ich heiße Horger!“ ärgerte sich Adolf.

Peter lächelte. „Nun gut, Onkel Loisi, steigen Sie doch ein.“

Am Ende der Brücke hielt der rumänische Nachtposten ein Wagen an. „Legitimation!“

Adolf reichte als erster seine Papiere hin.

„Nicht gut“, erklärte der Posten.

„Was wird jetzt geschehen?“ fragte Geza.

„Stambilia, Stambilia, nicht gut, nicht gut. Mitkommen auf Kommando“, wiederholte der Rumäne.

„Jetzt ist es mit uns aus, aus“, stammelte Adolf erschrocken.

„Die Stampiglia ist gut“, erklärte Slavicsek.

„Dann zwanzig Kronen und eine Zigarre“, sprach Peter.

Slavicsek stieg ruhig aus dem Wagen. In der Hand Zigarren und das Geld. Der Soldat streckte ihm die offene Hand entgegen und da er das Geld fühlte, zog er die geschlossene Faust wortlos zurück. Der Wagen konnte weiter fahren. Der Rumäne schrie aus irgend einem seltsamen Eifer dem Wagen noch nach: „Is aber trotzdem nicht gut, die Stambiglia, is nit gut, Stambiglia ...“ und er lachte.

Nun nach dem Schreck lächelte Adolf bereits ganz ruhig.

„Herrgott noch einmal! Ohne drei Zigarren und zwanzig Kronen hätte uns das den Kragen kosten können!“ sprach Peter.

Adolf lächelte unentwegt.

Der Wagen rollte dahin. Sie fuhren über die Andrassy-Straße, bogen dann in eine Nebengasse.

„Die Jahre hindurch ging ich jeden Tag in dieses Café“, hub Peter an.

„Hinter der Ecke dort befindet sich unsere Schule“, meinte Geza, da sie etwas weiter gekommen waren, „das Gymnasium nämlich.“

Auf dem Bahnhof erwartete sie bereits ein Mann mit den gelösten Karten.

„Ein Bekannter ging an mir vorbei“, flüsterte Peter, „Baron Szenttamasy. Vielleicht erkannte er mich nicht oder aber er wollte mich nicht erkennen. Wie anständig er doch ist.“

„Ist er wirklich anständig?“

„Ganz bestimmt.“

Geza genügte dies. Peter staunte, daß ihn die Sache nicht mehr interessierte. Doch hatten sie keine Zeit, denn Slavicsek führte sie rasch. Sie schritten durch den einen Wartesaal, pochten, und der Portier öffnete die eine Seitentür. Durch diese schlichen sie zum Zug, suchten ein Abteil dritter Klasse aus, welches dunkel war, da die zerbrochenen Fenster durch Bretter ersetzt worden waren.

Das Abteil war noch ganz leer. Sie setzten sich an das mit Brettern verschlagene Fenster und stülpten den Kragen auf, als schliefen sie.

„Dies ist schön glatt gegangen“, bemerkte Adolf voll Anerkennung.

„Einer Legitimation sind wir entgangen“, antwortete Slavicsek voll Freude. Er freute sich auch über Adolfs Lob, hielt ihn für den Führer der drei, war er doch der älteste und wurde auch von ihm selbst als der fremdeste empfunden.

„Es beginnt gut zu gehen“, flüsterte Geza Peter zu.

„Na gut, wir werden schon sehen.“

Der Zug füllte sich langsam und auch ins Abteil kamen ein, zwei Reisende. Adolf wurde unruhig. „Es wäre gut, wenn wir ein eigenes Abteil bekommen hätten“, sprach er zu Slavicsek.

Slavicsek antwortete nicht.

Inzwischen hatte sich der Zug vollkommen gefüllt. Im Abteil mit dem Bretterfenster konnte man die Gesichter nicht unterscheiden. Die Leute grüßten beim Eintreten höflich und setzten sich. Nach der Vorweisung der Ausweise begannen sie sich etwas wohler zu fühlen und zu plaudern. Slavicseks Reisegefährten waren so müde, bangten so gewaltig um ihr Leben, daß sie weder die Reden noch das Vorweisen der Legitimationen interessierte. Da sich der Zug in Bewegung setzte, sie aus der dunklen Glashalle des Bahnhofes herausgelangten und mit der Zeit auch das morgendliche Grau heller wurde, konnte man im Abteil die Gesichter klar unterscheiden.

Die Reisegefährten: ein fazierender Kellner und dessen Freund. Der Kellner war ein Mann mit gelbem Gesicht und schlechten Zähnen, im schwarzen Anzug und gelbem Paletot. Sein Freund mochte ein Metzger oder ein Ladenschwengel sein, ein totgesichtiger, versoffener Kerl. Außer diesen saßen noch zwei im Abteil. Am Fenster, in den Fetzen einer italienischen Soldatenuniform, ein schweigsamer Kriegsgefangener, der eben heimkehrte, und ein magerer hochgewachsener lungenkranker Mann mit einem kleinen Leinwandsack. Letzterer war ein Invalide und handelte mit Tabak. Der Kellner und der Ladenschwengel, die Lebensmittel- und Holzschmuggler waren, plauderten laut. Sie kannten die Strecke, wußten im voraus, was für eine Station komme, und wußten über alles Bescheid. Sie redeten, aßen und tranken den ganzen Weg Sliwowitz.

„Jetzt kann man wenigstens essen und trinken, wenn man gearbeitet hat“, sagte der gelbröckige Kellner, zufrieden schmatzend.

„Ja, während der Arbeiterherrschaft gab es wenig Lebensmittel“, versuchte sich der Invalide ins Gespräch zu mischen.

„Es gab auch damals Leute, die genügend hatten.“

„Wahrlich, man sagt es“, antwortete der Invalide unterwürfig.

„Nicht, man sagt es“, erwiderte der Kellner in belehrendem Ton, „ich als Kellner von Beruf weiß es genau. Im Sowjethaus gabs reichlich zu essen.“

Slavicsek blickte zum Gepäckhalter hinauf, als betrachtete er das Gepäck. Der Kriegsgefangene neigte sich zum Fenster hinaus. Er blickte übrigens vom Augenblick ab, da der Kellner und dessen Freund zu essen begonnen hatten, starr hinaus. Adolf schien zu schlafen. Peter öffnete die Augen, Geza ebenfalls. Sie schauten einander müde, voll Scham und blutrot an, schlossen dann abermals die Augen.

Die beiden Freunde tranken und aßen.

Da der Zug hielt, kamen wieder rumänische Soldaten und verlangten die Ausweise.

„Jetzt werden wir eine Weile Ruh haben, dann kommen bereits die Ungarn visitieren“, erklärte der Rotgesichtige. Nun begannen die beiden darüber zu debattieren, an welcher Station die nächste Visitation stattfinden werde.

Auch der Invalide mischte sich in die Debatte, aber bloß ganz bescheiden, um die beiden Sprechenden nicht zu beleidigen.

Plötzlich hielt der Zug auf offener Strecke.

„Was ist denn das schon wieder?“ sprach der Rotgesichtige und beugte sich über den Kopf des Kriegsgefangenen hinweg aus dem Zuge. „Abermals Rumänen, verdammt! Die dürfen jeden Augenblick den Zug anhalten.“

„Das gabs vorige Woche noch nicht“, warf der Invalide ein.

„Freilich gabs dies nicht“, antwortete der Kellner. „Es ist wieder etwas Neues.“

Geza versetzte Peter einen Stoß. „Schon wieder Visitation“, flüsterte er.

„Ich höre.“

Auch Adolfs erschrockene Eichhörnchenaugen blitzten auf.

Peter senkte den Kopf. Er fühlte grenzenlose Schläfrigkeit und Erschöpfung. So vergingen fünf lange Minuten. Endlich kam ein junger Rumäne im Sturmhelm. Peter nahm als erster seinen Ausweis hervor und schob ihn ganz vor die Augen des Soldaten.

„Schau's dir an, daß mag geschehen, was geschehen soll“, brummte er.

„Merci“, und der Soldat salutierte.

Auch die übrigen holten ihre Ausweise hervor. Alle waren ärgerlich.

„Merci, merci“, sprach mit hastiger Höflichkeit der Soldat und lächelte.

„Schau, der ist doch ganz nett“, meinte Peter, als sich der Soldat entfernt hatte.

Der Rotgesichtige lachte auf: „Er schaut ganz gut aus in dem Sturmhelm.“

Alle wurden etwas besser gelaunt, ohne zu wissen, weshalb. Bloß Adolf saß zornig in seiner Ecke. Ihn können derartige Dinge doch nicht zerstreuen, dachte er ... „Kann doch jeden Augenblick ... dies ist ja doch eine Schweinerei“, brummte er in den Kragen seines Rockes.

„Diese Rumänen“, sagte der Invalide, „auch das sind sonderbare Kerle.“

„Doch haben sie wenigstens die Kommunisten gestürzt. Ich sage Ihnen, das was eine unmögliche Situation. Weder Handel, noch etwas anderes, vollkommen unmöglich ...“

„Alles stand auf dem Kopf, obschon es ein Alkoholverbot gab“, lachte der Rotgesichtige und warf über den Kopf des Kriegsgefangenen die leere Schnapsflasche hinaus. Die Flasche flog gegen eine Telegraphenschlange und zerschellte.

„Ja, auch ich sah“, begann der Invalide zu erzählen, bei uns im Dorf ... wenn sich die Dinge irgendwie entwickeln hätten können ... auch ich war ... nun ja, auch ich war irgendwie drin im Rat. Plötzlich hat dann der Obernotar, der zu Karolyis Zeiten fast fortgejagt worden war, zu verfügen begonnen. Er war es, der bei den Wahlen geredet und gekläfft hat. Und dann fand die Wahl statt, und selbstverständlich wurde er gewählt und hat dirigiert, war das Direktorium ... Ich ging damals von heim fort, höre aber jetzt, daß er auch gegen sich irgendwelche Beschuldigungen vorzubringen hat. Er ist jetzt wieder Obernotar, ich weiß gar nicht recht, wie die Sache mit mir ausgehen wird ... Ich war während der ganzen Zeit bloß ein oder zwei Wochen daheim ... kann sich rechtfertigen.“

„Hörst du?“ flüsterte Geza.

Peter nickte mißmutig.

Der invalide Tabakhändler kam erst jetzt recht ins Erzählen. „Ja, für die Armen war es stets schlecht und wird es immer schlecht sein. Und ich frage mich auch oft, weshalb wir armen Leute nicht lieber den Tod wählen. Ich habe eine Familie, und bin Invalide. Dieser kleine Tabakhandel ... Ich habe einen Ausweis als Invalide“, sprach er etwas ängstlich, „und auch dieser Handel bringt mir nur



Unannehmlichkeiten. Wo ich jetzt hinfahre, dort war ich zwei Wochen zusammen mit meinem Schwager. Inzwischen hat mein Schwager, der an der Sache beteiligt ist, das Geld einkassiert, und ich weiß nicht, was jetzt sein wird ... im ganzen hab ich vier Kilo Tabak, das ist alles. Hätte ich doch wenigstens fünf Kilo, das wäre ja doch etwas.“

„Anfangskapital“, sprach lachend der Kellner, der jetzt verdaute und in seinen schlechten Zähnen stocherte.

„Ja, damit könnte man schon etwas anfangen. Aber so ... Da sitz ich nun mit meiner schlechten Lunge, kann vor Atemnot nicht arbeiten, und stehlen kann ich auch nicht ... Ich muß sagen, meine Seele läßt es nicht zu.“

„Na ja“, ermutigte ihn der Kellner, der neugierig geworden war. „Wenn du nur endlich zu reden aufhören wolltest“, flüsterte Adolf zornig. Peter öffnete die Augen, sprach aber kein Wort.

„Ich kann nicht, nein, ich kann nicht stehlen. Es kam schon vor, daß gewisse Leute zu mir kamen: Du da gäb's was zu holen, kommst mit? Freilich geh ich. Ich weiß auch, wovon die Rede ist ... und wir gehen hin. Na, dies brauchst du jetzt nur aufzuheben. Aber ich kann es nicht. Nein und nein. Ich gehe zurück. Wollte es doch meine Seele zulassen ... Ich dachte oft auch selbst schon: na, jetzt willst du hingehen ... Ich müßte nur jenem Gewissen einige Worte sagen, und es wäre erledigt. Doch kann ich nicht stehlen. Und ich weiß gar nicht, warum nicht ... Und auch beim Militär. Ich war Unteroffizier. Die Bauernburschen bekamen von daheim das gute Essen, Schinken, Wein, Geld, Zigarren, doch ich nahm nichts. Ich war ein gestrenger, genauer Mensch. Wenn mich dann einer, der meine Gewohnheiten noch nicht kannte, rief, wie dies bei den anderen Unteroffizieren üblich war: ‚Herr Zugführer, darf ich Sie zu einem Glas Bier einladen‘, oder ähnlich, so zankte ich ihn tüchtig aus und sekierte ihn derart, daß er um die Versetzung in einen anderen Zug bat. Freilich gab es Wachtmeister, die es leichten Herzens taten und ihn versetzten. Die wohlhabenderen Burschen hatten stets ihren Protektor. Ich jedoch sagte mir immer: sei redlich, sei ordentlich, putze dein Gewehr, sei nicht dumm, tu deinen Dienst. Die in der Lage waren, verlangten dann selbstverständlich ihre Versetzung zu solchen Unteroffizieren, bei denen es Urlaub, Diensterlaß, Ernte- und Weinleseurlaub, kurz, alles gab. Ich aber schaute mir die Augen aus dem Kopf ... Ich hatte drei Sterne, doch lange es mir nicht einmal für ein Glas Bier.“

Der Zug hielt abermals. Nun kamen zur Visitation bereits kränichfedergeschmückte Ungarn. Die Reisenden zeigten schläfrig

und müde ihre Ausweise. Alsbald setzte sich der Zug wieder in Bewegung, und der Invalide erzählte weiter. Peter und Geza stützten sich mit den Ellenbogen auf die Knie, hörten so zu. Auch Slavicsek lauschte. Der Invalide sprach ungeheuer viel und lobte sich über alle Maßen. Adolf war bereits nervös, fluchte und brummte.

„Schweig doch endlich, du Rindvieh“, flüsterte er.

Peter wollte etwas sagen, knirschte aber nur mit den Zähnen. Adolf schloß abermals die Augen, zog sich in seinen Kragen zurück, Peter und Geza lauschten der Erzählung.

„Und dann, nachdem mich meine Lunge zum Invaliden gemacht hat ... nach zweiundeinhalbjährigen Dienst, dann begann der Kampf ums Dasein. Und wohin auch immer ich schaue, überall müßte ich stehlen.“

„Aber Sie stehlen freilich nichts“, lachte der Rotgesichtige.

„Nein, wirklich nicht. Aber gar nicht aus Güte. Ich kann einfach nicht. Und wie gut wäre es doch, zu stehlen. Glauben Sie mir, ich habe noch nie in meinem Leben auch nur einen Strohhalm verschwinden lassen. Und ich wurde doch auch selbst bestohlen und betrogen. Auch jetzt von meinem Schwager ... Er geht einfach hin und sagt, er könne das Geld für den Tabak beheben ...“

Dies jedoch interessierte die beiden Freunde nicht mehr. „Für wieviel geben Sie das Kilo?“ fragte der Kellner.

„Für neunzig Kronen.“

„Das ist zu teuer. Auf dem Garay-Platz kostet es achtzig.“

„Schauen Sie sich ihn an, das ist ein sehr schöner Tabak“, und er öffnete die eine Seite des Sackes. Der Kellner betrachtete den Tabak, der Rotgesichtige tastete ihn sachkundig ab.

„Schön, schön“, sagte der Kellner.

„Aber teuer“, erklärte der Rotgesichtige und lachte. Der Invalide packte den Tabak wieder ein.

Bei der nächsten Station stand der aus der Gefangenschaft zurückkehrende Soldat rasch auf, zog hastig den zerlumpten italienischen Soldatenmantel zusammen und stieg aus. Die übrigen schauten ihm schweigend nach. Auch der Invalide schaute zum Fenster hinaus. „Auch ich bin schon angelangt!“ Er raffte ganz atemlos sein Bündel auf und rannte hinaus. Bei der Tür blieb er jedoch für einen Augenblick stehen und rief zurück: „Alles Gute!“

Bis zur nächsten Station sprachen nur die beiden Geschäftsfreunde miteinander. Der Rotgesichtige trug etwas in sein Notizbuch ein und rechnete mit großer Anstrengung. Dann suchten sie wortlos ihre Sachen zusammen und schleppten sich zur Tür, um auszusteigen.

Die Flüchtlinge blieben allein. Slavicsek ging hinaus, um Umschau zu halten, denn auch sie näherten sich bereits ihrem Ziel.

Adolf zog seine Uhr heraus. „Noch sieben Stunden, also nachgerade Zeit genug. Wenn wir nur irgendwo in einem Hotel ein Zimmer bekämen.“

„Wir werden schon irgendwo unter einem Strauch schlafen“, sprach Peter.

„Freilich, das ist grad etwas für mich. Hoffentlich werden wir irgendwo ein Zimmer finden.“

„Wir können unter Umständen auch zu Bekannten gehen ... haben Gyulas Adresse“, meinte Geza.

„Wenn wir vor Torsperre ankommen.“

„Weshalb zürnten Sie, Klein, dem Tabakverkäufer und brummten so zornig?“ fragte der Jüngste unvermittelt, entschlossen.

„Ach, man hat so viel im Kopf ...“

„Dafür kann doch er nichts.“

„Und wie er sich da lobte, immerfort. Man wußte ja gar nicht mehr ... Mußte glauben, er sei ein Schurke ...“

„Ach was!“ fiel ihm Peter ins Wort. „Diesen Menschen kannte doch niemand hier. Hier ist es nicht üblich, sich vorzustellen wie in der ersten Klasse. Ob Dieb oder nicht Dieb, das können wir nicht wissen ... Wahr ist, daß es ihn nicht nach Unehrlichkeit verlangte. Er will rein sein oder aber er möchte rein sein. Und jeder tut es auf seine Art ...“

„Sie hätten freilich am liebsten mit ihm gesprochen“, meinte Adolf ärgerlich und mit argwöhnischem Gesicht.

„Ja. Wenn ich aber jene Schurken nicht anfuhr, dann konnte ich auch diesen Anständigen nichts sagen. Wenn man flieht, muß man schweigen. Es ist dies schändlich genug. Man verliert auf diese Art alle Menschlichkeit. Und man kümmert sich um nichts anderes, als um sein eigenes Leben. Dies aber ist abscheulich. Die Angst um das Leben wird der Schwerpunkt des Lebens und erzeugt Haß. Man wird erbärmlich, schlecht und roh.“ Er verstummte jählings und trat ans Fenster des Abteils, wo der Soldat gesessen hatte.

„Die jungen Herren tun großartig“, erwiderte Adolf. „Es kommt vor, daß man sprechen möchte und schweigen muß. Man muß sprechen, wenn es an der Zeit ist. Ihr habt ja auch geschwiegen ... Gut, schon gut ... schaut doch! Auch ich blieb still, obschon ich in mir große Dinge getragen habe ... Dann, als es notwendig war, schrieb ich mein Buch! Ich brach damals mit allem, kümmerte mich nicht darum, was geschehen werde. Mein Posten war mir gleichgültig, ob ich hinausgeworfen wurde oder nicht, ob ich

verstanden oder ausgelacht werde: einerlei ... Doch drücke ich mich nicht richtig aus. Ich wußte, die Zeit sei gekommen, man werde mich nun schon verstehen. Und da trat ich auf die Tribüne ... Jawohl, junge Herren.“ Adolf begann Erinnerungen aus der Jugendzeit zu erzählen. Er sprach voll Freude, voll Begeisterung von seinem ersten Buch. Er war gewandt, spöttisch und geistreich. Auch Peter setzte sich zu den beiden anderen zurück und sie plauderten nun alle drei.

„Aber Sie hätten trotzdem nicht brummen dürfen“, sprach Peter lächelnd.

„Wenn ich in solchen Augenblicken nicht einmal brummte, dann wäre ich vollkommen; aber einen solchen Menschen gibt es ja gar nicht. Und übrigens? Darf ein müder und sich nach Schlaf sehrender Reisender nicht brummen?“

Peter lachte.

Als bald kam Slavicsek zurück, sie suchten ihr weniges Gepäck zusammen und stiegen aus.

Bei dem kleinen Dorf verließen auffallend viele den Zug. Gepäckbeladene Leute schlugen den Weg nach dem Dorf ein und strebten dann der Landstraße zu.

„Soweit wären wir schon“, bemerkte Peter zu dem Jüngeren, und sie lächelten einander an.

Ein ganzes Heer von Schmugglern zerstreute sich nach allen Richtungen. „Diese werden alle hinüberkommen“, sprach Slavicsek.

Allmählich blieben die Flüchtlinge zurück und bogen von der Landstraße ab. „Auch wir sind Schmuggler, schmuggeln unser nacktes Leben“, flüsterte Adolf theatralisch halblaut.

„Weshalb deklamieren Sie?“ fragte Peter gereizt.

„Weil ich deklamieren kann und ein gutes Gehör habe“, entgegnete Adolf mit scherzhafter Gebärde.

„Das glaube ich Ihnen, selbst wenn Sie es ernst sagten“, antwortete Peter grob.

„Nun aber still“, sprach Slavicsek und zeigte auf einen nahen Bach. „Dort drüben ist Österreich.“

„Sollen wir jetzt hinlaufen und durch das Wasser waten?“ fragte Peter aufgeregt.

„Nein, das geht nicht. Wir haben noch eine gute Stunde zu gehen. Beeilen wir uns, damit wir bei Anbruch der Dunkelheit hinüber gelangen. Wir haben dann ohnehin noch ein größeres Stück Weges bis zum Bahnhof.“

Sie gingen wortlos nebeneinander dahin. Nach etwa hundert Schritten versank Peter an einer morastigen Stelle bis zu den Knien im Schlamm. Er nahm sein Taschentuch heraus und wischte, soweit

dies möglich war, von Hose und Schuhen den Schlamm, warf das Taschentuch fort und ging weiter.

„Wenn es möglich ist, gehen wir über die Eisenbrücke dort“, sagte Slavicsek.

„Sind wir dann in Österreich?“

„Nein. Auch das andere Ufer ist noch Ungarn.“

Sie gingen über die Eisenbrücke und marschierten nachher über den Steg eines kleinen Baches.

„Gendarmen“, bemerkte Geza.

„Halt!“

Sie blieben stehen.

Die Gendarmen kamen auf sie zu. „Wohin gehen Sie?“

Slavicsek antwortete auch für die anderen.

„Auch die gehen hin.“

„Ja“, bestätigte Peter leichenblaß.

„Jude, was hast du im Paket? Öffnen.“

„Nur Kleider.“ Adolf öffnete gelassen das kleine Papierpaket.

„Keinen Tabak?“ fragte der eine Gendarm und griff ins Paket.

Der zweite Gendarm nahm Adolf die Dokumente ab. „Wie heißen Sie?“

„Alois Horger.“

„Wohnen?“

„Rettichgasse vierundzwanzig.“

Peter erblaßte, seine Knie zitterten.

„Gut, Sie können gehen.“ Die beiden Gendarmen entfernten sich.

Peter bewunderte Adolfs Ruhe und sah mit etwas Neid, wie Adolf bei Slavicsek im Ansehen steige.

„Aber Sie, mein junger Freund, waren in großen Ängsten.“

„Ja“, entgegnete Peter und schaute Slavicsek an. „Ich hatte Angst, meine schlammigen Kleider und Schuhe könnten verdächtig sein. Noch mehr Angst aber hatte ich davor, daß mich die Gendarmen ausfragen werden, denn ich fühlte, ich würde meinen Namen, meine Daten und alles vergessen.“

„Nun sehen Sie.“

„Doch war es ganz überflüssig, mich daran zu erinnern“, erklärte Peter beleidigt.

Sie hatten bereits etwa fünfhundert Schritte schweigend zurückgelegt, als Slavicsek nach hinten sprach: „Es geht nicht. Wir müssen hier über den Damm gehen, doch schauen uns die Gendarmen noch immer nach.“ Sie gingen wortlos weiter.

An einer Stelle blickte sich Slavicsek um, dann rannte er los, hinauf auf den hohen Damm. Die übrigen hinter ihm her. Nun strebten sie ein Geleis entlang, gingen dann über eine Eisenbahnbrücke. Von der Brücke liefen sie hinunter, hinein ins Schilf, und strebten auf einem schmalen Pfad durchs Moorland. Dann marschierten sie in einem trockenen Graben, im Schatten der Weiden, weiter. Wenn ein Geräusch laut wurde, oder sich etwas zu regen schien, winkte Slavicsek und sie blieben alle steif und regungslos stehen. Bisweilen knallte ein Schuß in der Dämmerung.

„Die Füße schmerzen mich“, begann Adolf.

„Auch mich. Das Nagelfleisch schmerzt mich“, antwortete Peter.

Sie gingen weiter. Liefen einzeln rasch über eine Fahrstraße und schritten dann eine Weile über aufgeackerte, feuchtschollige, herbstliche Felder. Inzwischen war es Abend geworden. Von irgendwoher suchte ein großer Scheinwerfer die Gegend ab.

Slavicsek blieb unter einem Strauch stehen und rief sie zu sich. „Zweihundert Schritte von hier ist die Grenze. Dort, wenn wir über die Landstraße hinüber gelangt sind.“ Er zeigte auf den aus der Ferne herüberdunkelnden schwarzen Bahndamm.

„Jetzt heißt es, auf der Hut sein. Wenn der Scheinwerfer naht, mit dem Gesicht zur Erde und das Gepäck verdecken.“

Der Scheinwerfer umspielte sie immerfort. Sie krochen auf allen Vieren über eine feuchte Wiese. Vorne Slavicsek, dann Adolf, dann Geza und Peter schloß die Reihe. Sie waren voneinander ziemlich entfernt, mußten sich jede Minute auf die Erde werfen und fühlten, wie das Licht ihnen über den Rücken fegte. Nach einer halben Stunde waren sie dem Damm bereits so nahe, daß sie, vor dem Scheinwerfer gedeckt, im Schatten weitergehen konnten.

„Achtung, ein Wagen kommt!“ rief Slavicsek.

Sie legten sich mit dem Gesicht auf die Erde. Peter nagte am Gras. Der Wagen fuhr vorbei. Peter blickte sich um, doch rührte sich niemand; sicherlich warteten sie darauf, bis sich der Wagen entfernt hatte. Dann näherte sich abermals Wagengerassel und Peter senkte wieder den Kopf. Auch dieser Wagen fuhr vorbei. Peter wartete noch eine Weile.

„Vielleicht eine Streifpatrouille oder etwas ähnliches“, dachte er. Doch blieb alles still, nichts rührte sich. Auch der Scheinwerfer suchte andere Gefilde ab. Er wartete ... Jählings, für einen Augenblick, wurde er sehr ungeduldig und erschrak entsetzlich. Er fühlte, ich bin allein. „Nun aber wirst du schön vorwärts gehen, kriechend, vorsichtig, damit Slavicsek nicht zürne ... und wirst ihn

fragen, weshalb wir nicht weiter gehen ...“, sprach er zu sich und brach auf. Er befand sich vom Damm nur noch fünf Schritte entfernt. Doch traf er niemand. Da kroch er ein bißchen zur Seite, etwas weiter zurück, kniete auf, blickte sich um ... ringsum niemand. Er kniete regungslos, hüstelte dann leise, keine Antwort. „Es ist doch nicht möglich, daß sie mich dagelassen haben“, dachte er. „Sie suchen mich jetzt sicherlich, finden sie mich jedoch nicht, so gehen sie weiter. Können nichts anderes tun. Und sie haben ihre Pflicht erfüllt.“

Völlige Stille herrschte. Er begann umherzugehen und leise zu pfeifen. Schlenderte zu einem Graben, wo Bäume dunkelten. „Vielleicht kommen Sie hier vorbei“, dachte er. „Oder sie gehen an die Stelle zurück, wo ich früher lag.“ Er fühlte mit größtem Entsetzen, er würde nicht mehr zurückfinden. Die Landstraße beschrieb hier einen Halbkreis. Er sah ein, er könne die Richtung, die er gehen müsse, um jenseits des Damms zu gelangen, nicht finden. Und so ging er denn nicht hinüber. „Wenn sie vielleicht doch hierher kommen, mich hier suchen“, dachte er und setzte sich auf die Erde. An die Flucht dachte er nicht mehr. Er wartete. „Ich war zu niemand gut“, dies zuckte ihm immer wieder durch den Kopf. Er dachte an die Seinen: „Sie bekommen kein Telegramm ... Dies bereitet sie vor ... und ich lebe vielleicht noch ... Esther erfährt es von Slavicsek ... Tera sucht ihn auf ... Vorwürfe ... Vielleicht wird sie mit ihm schreien. Und dies ist besser, als wenn sie weinte ...“

„Ach“, sprach er halblaut, um seine eigene Stimme zu hören und weil er nicht mehr in klaren ganzen Sätzen denken wollte. Er stand auf, pfiß. Weinen würgte seine Kehle. Er hätte brüllen mögen wie ein Tier, das tödlich verwundet ist. Aber dennoch brach leise, ganz leise aus seiner Kehle das Wort: „Hallo.“

Plötzlich vernahm er die leise Antwort: „Hallo.“

Er erschrak. „Wenns vielleicht ein Gendarm ist“, dachte er. Dann antwortete er: „Hallo.“

„Kommen Sie doch!“

Peter lief hin und her. „Hallo.“

„Kommen Sie doch endlich.“

„Wohin? Ich finde Sie nicht.“

Slavicsek schüttelte einen Strauch.

Peter eilte hin.

„Weshalb blieben Sie zurück? So etwas darf man nicht tun. Weshalb kamen Sie uns nicht nach?“

„Ich kann nichts dafür, seien Sie mir nicht böse“, erwiderte er traurig. „Ich wartete, bis auch der zweite Wagen vorübergefahren war.“

Slavicsek nahm Peter bei der Hand. „Der war noch weit und wir hatten Zeit, über die Straße zu gehen. Auf diese Art können wir leicht die Richtung verfehlen. Bleiben Sie nicht mehr zurück. Wir sind bereits drüben.“ Und er ließ Peters Hand los.

Peter wollte sich setzen.

„Wir müssen weiter gehen. Dort, am Fuße des kleinen Hügels warten die übrigen.“

Auf etwa fünfzig Schritte entfernt saßen Geza und Adolf. Peter warf sich auf die Erde.

„Gehen wir weiter hinein, dann werden wir essen“, sprach Slavicsek.

Sie standen auf. Peter war müde. Seine Füße brannten. Der Gang durch den feuchten, aufgeackerten Boden, durch die tiefen Furchen war sehr schwer.

„Wie lange bin ich fort gewesen?“ fragte er.

„Nicht lange. So an die fünf Minuten ... Tut nichts, wir werden den Zug noch erreichen.“

„Ich dachte schon, es sei eine halbe Stunde oder eine Stunde gewesen.“

Sie waren erschrocken. „Was?“ fragte Adolf.

„Wahrlich. Und ich glaube, dies ist auch ganz natürlich!“ entgegnete Peter etwas gekränkt. „Ich hatte mich schon fast mit einem anständigen Begräbnis abgefunden“, und er lachte. „Aber jetzt haben wir schon wenigstens das schwerste hinter uns.“

„O nein, o nein“, erklärte Slavicsek, „wir müssen weiter, müssen uns beeilen, denn es ist nicht gut, hier zu verweilen.“ Er holte eine Feldflasche hervor. „Jetzt heißt's, ein paar Schluck tun. Das tut wohl.“ Und er reichte Adolf die Feldflasche.

„Was ist das?“ rief Adolf. „Branntwein? Ich habe noch nie in meinem Leben Branntwein getrunken.“

„Trinken Sie nur, trinken Sie nur“, sprach Peter.

Adolf trank. „Ich werde mich betrinken“, meinte er. Dann tat er noch einige Schlucke aus der Flasche. „Er ist süß“, sprach er.

Peter lief der Speichel im Munde zusammen. Er dachte, jetzt trink ich Branntwein, dann gehen wir gestärkt weiter, ich komme nach Wien, werde dort arbeiten, werde dort schon irgendeine Arbeit finden, dann kommt die Frau mit dem Kind nach, ich werde schon Arbeit finden ... Kann auch als Verwalter oder Förster gehen ... Jede Arbeit wird gut sein, wenn wir nur genug zum Leben haben.“



Adolf gab den Schnaps an Geza weiter. Geza trank ein wenig und gab die Flasche Slavicsek zurück. Dieser reichte sie vorerst Peter. „Bitte!“

Peter war von seinen Gedanken berauscht, noch ehe er getrunken hatte. Er tat einen kräftigen Schluck. „Dies stärkt. So etwas Gutes habe ich vielleicht noch nie getrunken ...“

„Trinken Sie nur“, sagte Slavicsek.

Peter trank nochmals, gab dann die Flasche wortlos Slavicsek zurück. Dieser nahm nur einen ganz kleinen Schluck. „Jetzt aber weiter“, sprach er, „rechts gibt es einen kleinen Wald, wenn wir den entlang gehen, kommen wir ins Dorf. Dort braucht man sich nicht mehr auszuweisen, das ist bereits jenseits des dritten Kordons.“

Sie standen auf.

„Ach, wie mich die Füße, die Nägel schmerzen, ich kann nicht aufstehen“, klagte Adolf.

Doch sie standen trotzdem auf und gingen los.

„Ich fühle mich jetzt ganz frisch. Der Branntwein wird eine Weile wirken.“

„Wie lange müssen wir noch gehen?“ fragte Adolf.

„Eine halbe Stunde, dreiviertel Stunde, eine Stunde, es hängt davon ab, wie rasch wir gehen. Wir müssen den Zug erreichen.“

Sie schritten dahin. An der Spitze Slavicsek, unmittelbar hinter ihm Peter und als letzter Adolf. Dieser zischte, jammerte.

Auch Peter schmerzten die Füße. Er eilte hinter Slavicsek her, preßte die Zähne zusammen, so oft er in eine Furche trat, war ihm stets, als ob ihm die Nägel ins lebendige Fleisch drängen.

Adolf blieb häufig zurück. Geza rief dann jedesmal nach vorn: „Halt!“ Peter und Slavicsek blieben stehen.

„Wir gehen schon eine halbe Stunde, müßten schon dort sein, wo ist denn der Wald?“ wimmerte Adolf.

„Wahrlich, wir müßten schon dort sein. Ich weiß nicht ... Aber gehen wir weiter.“

Sie brachen abermals auf. Adolf blieb immer häufiger zurück, jammerte, zischte. Auch Peter schmerzten die Füße sehr.

„Dich schmerzen die Füße nicht?“ fragte er Geza.

„Ein wenig. Auch dich?“

„Auch mich.“

Sie gingen wortlos weiter. Peter zählte die Schritte. Scheinbar taten sie es alle, doch Adolf blieb genau nach dem zweitausendsten Schritt stehen.

„Ich geh nicht weiter!“

„Halten Sie nicht länger aus?“ fragte Geza traurig.

„Ich halte es nicht aus, kann nicht. Laßt mich hier! Geht, geht weiter. Wir haben uns verirrt. Dieser Mensch!“ Er sagte dies halb schreiend.

„Versuchen wir es noch einmal. Jetzt tausend Schritte in dieser Richtung“, sagte Peter.

Sie gingen abermals los.

„Dieser Mensch, dieser Mensch ... o mein Gott, nur noch einmal ... nie mehr ... nie mehr ... o, dieses Rindvieh ... verdammt, verdammt ... du mein Gott ... nie wieder. Hilf! Nur noch einmal, nur noch dies eine Mal ...“

So jammerte Adolf und zischte und wimmerte bei jedem Schritt, bei jeder Ackerfurche.

Peter betrachtete unentwegt Slavicseks breiten Rücken und dessen ausschreitende Beine. Er wußte nicht, was er sagen sollte. Schämte sich jetzt ebenfalls über Adolfs Benehmen, wie er sich geschämt, da er sich verirrt hatte und von Slavicsek gerügt worden war.

Geza ging zu Adolf zurück, umarmte ihn und half ihm. So gingen sie mehr als tausend Schritte, vielleicht sogar dreitausend. Endlich erblickte Slavicsek den Wald.

„Wir sind ein bißchen weiter vorn herausgekommen“, bemerkte er. „Sind nicht am Saum, sondern etliche hundert Meter weiter vor. Wir müssen den Wald durchqueren und kommen dann zum Dorf.“

„Ist das bestimmt unser Wald?“ fragte Adolf und setzte sich auf die Erde. Peter und Geza setzten sich neben ihn.

„Ja. In einer halben Stunde fährt der Zug. Wenn wir uns beeilen, erreichen wir ihn.“

„Ich glaube nicht ... aber gehen wir dennoch ... Laßt mich nur eine Minute sitzen“, sprach Adolf.

Auch Slavicsek setzte sich. Er überlegte. – In Wien wird er irgendeinen Bekannten aufsuchen ... Gyula ... wird von ihm ein- oder zweitausend Kronen verlangen ... eine genaue Landkarte kaufen ... und auch der Frau etwas heimbringen ... die Frau öffnet jetzt die ganze Nacht das Tor. – Er stand rasch auf.

„Jetzt kommt schon weiter. Hier müssen wir sehr achtgeben, denn die Grenzposten stehen sehr dicht.“

„Aus dem Ganzen wird ohnehin nichts“, erklärte Adolf.

Sie betraten den Wald. Es war ein junger, ungeordneter Wald, voll Sträucher, Gestrüpp und Setzlingen. Man konnte im Dunkeln nur schwer vorwärts kommen, mußte immer wieder Zweige zurückbiegen.

Bisweilen scheuchten sie etliche Vögel auf und blieben regungslos stehen. Sie vernahmen Wagengerassel, blieben wieder stehen und warteten, bis sich der Lärm entfernt hatte.

So gingen sie vielleicht eine halbe Stunde, gelangten endlich auf ein Feld hinaus. Von einem Dorf war keine Spur ...

Müde quälten sie sich weiter. Manchmal vernahmen sie aus der Ferne Hundegebell. Da blieben sie stehen, lauschten nach der Richtung hin ... Doch einmal kam das Gebell von vorn, einmal von hinten. Sie glaubten, es befänden sich mehrere menschliche Siedlungen in der Nähe. Sie marschierten zwischen Hügeln weiter, rechts und links vom Wald umgeben.

„Wir haben uns zwischen den Bäumen verirrt“, sprach Peter still.

„Nehmen wir doch den Kompaß hervor, schauen wir nach, wo Westen liegt“, schlug Geza vor.

„Dort liegt ein Dorf, man sieht das Licht“, warf Slavicsek ein. Aus der Ferne schimmerte ein einziges starkes Licht herüber. Und sie vernahmen auch leises, ganz leises Hundegebell.

„Das ist der Scheinwerfer. Wir gehen zurück“, sprach Peter erschrocken.

Slavicsek nahm den Kompaß zur Hand. „Dort ist Südwest!“

„Doch kann hier die Grenze einen Winkel bilden, wir sind noch ganz in der Nähe ...“

„Gehen wir weiter“, gebot Slavicsek. „Dort steht eine Heuscheune und daneben ein Posten. Dann sind wir drüben.“

„Setzen wir lieber erst morgen früh unseren Weg fort. Wenn wir nur ein bißchen noch ...“

Sie gingen weiter. Geza stützte Adolf.

„O“, dachte Geza, „ich habe niemand zurückgelassen, niemand bedauert mich, die Mädchen an der Universität liebten mich nicht, bloß ein einziges Mal eine Frau ... Liebe ... und jetzt, so müde, gehen, gehen, gehen ...“

Sie gingen. Überquerten die Fahrstraße. Als bald erreichten sie wieder eine Straße. Die dicht aufeinander folgenden Straßen erweckten in ihnen den Glauben, daß sie sich einem Dorfe näherten. Dies verlieh ihnen Kraft, und sie gingen weiter. Peter begannen unerträglich die Füße zu schmerzen. Nach einer Viertelstunde erreichten sie abermals eine Landstraße. Es begann leicht zu regnen.

Peter blieb stehen. „Dies ist dieselbe Straße. Wir gehen im Kreis, kommen jetzt zum dritten Male her. Ich schaute mir die Bäume an, erkenne sie wieder. Wir müssen den Morgen abwarten.“

Adolf sank wortlos zur Erde. Geza betrachtete die Bäume. Der Scheinwerfer leuchtete, doch drang die Lichtgarbe nicht bis zu ihnen vor.

„Steigen wir ins Tal hinab.“

Slavicsek gab die Hoffnung noch immer nicht auf.

„Es wird gut sein. Dort finden wir vielleicht einen Schlupfwinkel.“

„Ich kann keinen Schritt weiter ...“

Geza half Adolf beim Aufstehen. Sie gingen unter furchtbaren Qualen weiter. Es waren etwa sechzig Schritte zu der Stelle, wo Mais aufgestapelt lag. Peter und Slavicsek breiteten rasch einige Maisstangen auf die Erde. Slavicsek ging noch fort, um Umschau zu halten, kam dann zurück. Sie lagen ohne ein Wort zu sprechen. In der Mitte Adolf und Geza, an den Seiten Peter und Slavicsek.

Geza klapperten fiebrig die Zähne. Peter stand auf, brachte noch einige Maisstangen und breitete sie vorsichtig, um keinen Lärm zu verursachen, über die Füße der anderen.

„Wirst du dich nicht erkälten?“ fragte er Geza zärtlich.

„Vielleicht nicht.“

Peter umarmte Geza eng und legte sich mit seinem ganzen Körper auf ihn. Sie schliefen schwer, immer wieder aufschreckend, und träumten alle vier, sie gingen weiter, weiter, auf finsternen, unbekanntem Pfaden. – – –

In der Früh, es war ein nebliger Morgen und der feine Regen rieselte noch immer, setzten sie ihren Weg fort. Brennender Schmerz quälte ihre Füße, sie konnten kaum auftreten, gingen aber trotzdem weiter ...

Sie vermochten sich im Nebel nicht zu orientieren, blieben unter einem Baum stehen, Slavicsek schritt die Gegend ab, dann beschlossen sie, ohne es besprochen zu haben, abzuwarten, bis sich der Nebel gelichtet habe.

Slavicsek führte sie auf einen Hügel, in die Wächterhütte eines bereits kahlen Weinberges. In der engen Hütte lagen sie dicht nebeneinander. Tiefe Stille herrschte. Dann bemerkten sie, daß der Regen stärker geworden sei, die Tropfen pochten immer häufiger gegen das Schilfdach.

Nachdem sich der Nebel etwas gelichtet hatte, setzten sie ihren Weg fort. Sie mochten etwa fünf Minuten gegangen sein, als auf der Landstraße die Umrisse zweier Menschen sichtbar wurden.

„Gendarmen“, flüsterte Slavicsek.

Sie warfen sich auf die feuchte Erde, gingen nach einigen Minuten wieder weiter.